

Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste . Allgemeine Homosexuelle Aktion . Antifa - Bund der Antifaschisten . Antirassistische Initiative . Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten . Berliner Freunde der Völker Rußlands . Berliner Geschichtswerkstatt . Berliner Vereinigung ehemaliger Teilnehmer am antifaschistischen Widerstand, Verfolgter des Naziregimes und Hinterbliebener . Berufsverband Bildender Künstler . Evangelische Akademie Berlin . Evangelische Jugend Berlin . Freunde der deutschen Kinemathek . Humanistischer Verband Deutschlands . Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft . Naturfreundejugend Deutschlands . Neue Gesellschaft für Bildende Kunst . Neuköllner Kulturverein . Sozialistische Jugend Deutschlands/Die Falken . VVN - Verband der Antifaschistinnen und Antifaschisten . Werkbund-Archiv und viele Einzelmitglieder zusammengeschlossen zum

Verein

AKTIVES MUSEUM
Faschismus und Widerstand in Berlin

Erinnerung an

**Das Ende des Exils in
Shanghai**



Foto: Peter Krips

Seminar in der Gedenk- und Bildungsstätte
Haus der Wannsee-Konferenz
vom 20. bis 22. August 1997

veranstaltet vom *Verein Aktives Museum*,
dem *Council on the Jewish Experience*
in Shanghai
und der *Gedenkstätte*
Haus der Wannsee-Konferenz

Presseberichte und Fotos

Geschäfts- und Dokumentationsstelle : Chausseestr. 8, 10115 Berlin
Telefon und FAX 030/281 51 98
Konto 610012282 bei der Berliner Sparkasse BLZ 100 500 00

Shanghai-Symposium

„Das Ende des Exils in Shanghai. 50 Jahre nach der Rückkehr von 295 NS-Verfolgten nach Berlin“ lautet das Thema des öffentlichen Symposiums vom 20. bis 22. August in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannseekonferenz. Veranstalter ist der Verein „Aktives Museum“. Teilnehmen werden auch ehemalige Berliner aus den USA und Australien sowie internationale Shanghai-Forscher als Zeitzeugen beziehungsweise Referenten. Auf dem Symposium sollen unter anderem Kenntnisse über das Exil, das Leben im Ghetto von Hongkew sowie die Motivationen und Wege, die das Leben der Shanghai-Flüchtlinge in der Nachkriegszeit prägten, vermittelt werden.

Allgemeine Jüdische
Wochenzeitung, Bonn
7. 8. 1997

Seminar der „Shanghai-Juden“

Fünfzig Jahre nach ihrer Rückkehr aus dem Exil in Shanghai treffen sich einstige Verfolgte des Naziregimes zu einem Seminar. Ort der Zusammenkunft ist ab heute bis zum 22. August die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannseekonferenz. Vorträge und Gespräche zum Thema „Das Ende des Exils in Shanghai“ erinnern noch einmal an diesen letzten erreichbaren Zufluchtsort für Tausende europäische Juden und an die Heimkehr von 295 Exilanten nach Berlin. Am 21. August 1947 waren sie mit einem Sonderzug auf dem Görlitzer Bahnhof angekommen; eine vierwöchige Reise an Bord des US-Truppentransporters „Marine Lynx“ von Shanghai nach Neapel lag hinter ihnen. In dem Seminar wollen sich die „Shanghai-Juden“ auch dazu äußern, warum sie sich damals trotz bitterer Erfahrungen für eine Rückkehr nach Deutschland entschieden.

Berliner Zeitung
20. 8. 1997



Foto: Peter Krips

Eröffnung des Seminars am 20. August
Christine Fischer-Defoy, Vorsitzende des Vereins Aktives Museum
Norbert Kampe, Leiter der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz
Steve Hochstadt, Historiker, Bates College, USA

Rede zum Shanghai-Seminar

Lassen Sie mich zu Beginn - für alle, die uns noch nicht so gut kennen sollten, einige wenige Worte über den Verein „Aktives Museum“ sagen: Dieser „Dachverband“ von verschiedensten Organisationen und Einzelpersonen überwiegend aus Berlin, aber auch aus dem In- und Ausland, entstand 1983 im Zusammenhang mit dem 50. Jahrestag der Machtübergabe von 1933 an die Nationalsozialisten. Damals, also vor 15 Jahren, das sei noch mal in Erinnerung gerufen, gab es in Berlin weder die „Stiftung Topographie des Terrors“ noch - zumindest nicht in der heutigen Form die „Gedenkstätte Deutscher Widerstand“ in der Stauffenbergstraße und auch nichts, was hier in diesem Hause an dieses Ereignis der sog. „Wannssee-Konferenz“ erinnert hätte.

Unter dem Dach des Berliner Kulturrates schlossen sich daher eine Reihe von Institutionen und Organisationen zusammen, um den 50. Jahrestag von 1933 gemeinsam vorzubereiten, Ausstellungen und Veranstaltungsprojekte zu koordinieren und einen gemeinsamen Finanzierungsantrag an den Berliner Senat zu richten. Doch der wurde 1983 abgelehnt, das Land Berlin sah damals keinen Handlungsbedarf in Sachen Erinnerung an die NS-Zeit.

Ein Großteil der geplanten Veranstaltungen kam dann doch noch, mit Spenden und viel Eigeninitiative zustande, und 1983 stellte sich dann die Frage, wie dieses Bündnis auch über die „runden“ Jahrestage hinaus die Ereignisse und Erfahrungen der NS-Zeit im alltäglichen Bewußtsein der Berliner Bevölkerung wachhalten oder auch erst zum Leben erwecken könnte. Als zentraler Ort für eine solche Arbeit bot sich das sog. „Gestapo-Gelände“ an, damals noch eine Brache mit „Dreamboys Lachbühne“ und „Autofahren ohne Führerschein“ - ein Ort, dessen Vergangenheit lediglich durch ein Hinweisschild auf die früheren Folterkeller der Gestapo kenntlich gemacht wurde. Dieser „Ort der Täter“ sollte durch eine Dokumentationsausstellung in einem „Aktiven Museum“ zum sprechen gebracht werden. Und so kam es zum Namen unseres Vereins, der sich in den folgenden Jahren als Bürgerinitiative für dieses Gelände verstand. Inzwischen hat das dort 1987 errichtete „Provisorium“ des Ausstellungspavillons sein zehnjähriges Jubiläum gefeiert und das Gelände ist in der Öffentlichkeit - so hoffen wir

- als „Ort der Täter“ nicht mehr wegzudenken, und wir sind stolz darauf, daran mitgewirkt zu haben, mit ständigen Nachfragen, Forderungen, Presseerklärungen und Anträgen. Neben dieser Arbeit um und für das Gestapo-Gelände haben wir von Beginn an mit vielfältigen Aktionen im Stadtraum, zunächst nur in West-Berlin, dann ab 1989 auch im Ostteil der Stadt an kleinere und größere Ereignisse in der Nazi-Zeit erinnert. Eine unserer „Spezialitäten“ war und ist dabei das Anbringen von Gedenktafeln, was uns in der Presse den allerdings wohlgemeinten Beinamen „Gedenktafel-Guerilla“ einbrachte. Ich freue mich, daß wir diese Tradition morgen gemeinsam mit Ihnen allen fortführen!

Unser bisher größtes eigenständiges Projekt war die Ausstellung „1945: Jetzt wohin?“ über Exil und Rückkehr der Berliner Emigranten, die anlässlich des 50. Jahrestages der Befreiung 1995 auf dem Gelände des Anhalter Bahnhofes in Berlin-Kreuzberg gezeigt wurde. Am Beispiel von 72 Berlinerinnen und Berlinern gehen wir in dieser Ausstellung der Frage nach, was die jeweilig individuellen Gründe für die Emigration waren und welche Faktoren 1945 die Entscheidung für oder gegen eine Rückkehr nach Berlin maßgeblich beeinflusst hatten.

Shanghai war in diesem Rahmen eines von sieben Exilländern, die exemplarisch vorgestellt wurden. Damit fing alles an, denn Georg Armbrüster entdeckte seine Liebe zu diesem Thema. Dabei war es das Ereignis der gemeinsamen Rückkehr von 295 Berlinerinnen und Berlinern 1947 aus dem Shanghaier Exil, das uns wie kaum eine andere Geschichte faszinierte, unter ihnen Genia und Günther Nobel aus Berlin, deren Leben und deren Exilerfahrungen wir beispielhaft in unserer damaligen Ausstellung portraitierten, die in diesem Sommer wieder hier im Garten der Gedenkstätte „Haus der Wannsee-Konferenz“ zu sehen ist. Ich freue mich daher ganz besonders darüber, daß wir nun auch mit dem Projekt dieses Seminars hier in der Gedenkstätte offene Ohren und reges Interesse an der Zusammenarbeit gefunden haben. Dafür möchte ich mich ganz herzlich bei Norbert Kampe und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hauses bedanken.

So lag es vor zwei Jahren bei der Vorbereitung der Ausstellung nahe, über das Jahr 1945 hinauszudenken und dem Ereignis dieser spektakulären Rückkehr von 1947 ein eigenes Projekt zu widmen. Dachten wir zunächst wieder einmal nur an die bewährte Aktionsform des Aktiven Museums, nämlich am 50.

Jahrestag der Ankunft in Berlin, dem morgigen 21. August 1997, auf dem Gelände des früheren Görlitzer Bahnhofes in Berlin-Kreuzberg eine Gedenktafel anzubringen, die an dieses Ereignis erinnert, so ist es vor allem Georg Armbrüster zu verdanken, der die Initiative für eine Ausstellung und dieses mehrtägiges Symposium zum Thema „Exil in Shanghai“ ergriff. Und wer in den vergangenen Wochen Gelegenheit hatte, unsere Geschäftsstelle in der Chausseestr.8 zu besuchen, kann sich ein ungefähres Bild davon machen, was dies für Georg und Christiane Hoss bedeutete. Dort wird seit mehreren Monaten das gesamte Gebäude renoviert, es brannte unmittelbar vor der Ausstellungseröffnung teilweise aus, und zwischen Bauschutt, Staub und Lärm harrten Beide aus, um dieses Projekt zu realisieren. Bei Beiden möchte ich mich daher hier noch einmal ganz herzlich bedanken.

Die Ausstellung „Leben im Wartesaal“, zeigt bisher unbekannte persönliche Dokumente und Materialien, die Georg Armbrüster und Christiane Hoss in unermüdlichem Kontakt mit den Überlebenden „Shanghailändern“ aus Berlin ausfindig machen konnten. Ihnen allen gilt unser Dank für die Bereitschaft und das Vertrauen, uns diese Schätze für die Ausstellung - und zum Teil auch darüber hinaus - zur Verfügung zu stellen, und ich freue mich sehr, daß einige von ihnen heute hier unter uns sind, um persönlich und „life“ über ihre Erfahrungen und Erinnerungen zu berichten. Herzlichen Dank dafür.

Zu den bewegendsten Texten, die in der Ausstellung dokumentiert sind, das habe ich bereits bei der Eröffnung gesagt, will es aber hier noch einmal wiederholen, gehört für mich der Aufruf „An die Kinder!“ vom Juli 1947, verfaßt anlässlich der Abreise jener insgesamt etwa 650 deutschen und österreichischen Shanghai-Flüchtlingen, die am 25. Juli mit dem amerikanischen Truppentransporter „Marine Lynx“ ihr oft langjähriges chinesisches Exil verließen. In diesem Text heißt es u.a.:

„Endlich dürft ihr auch fahren, und gleich so lange und so weit, bis in die Heimat, die den meisten von euch unbekannt ist, denn ihr ward noch zu jung, als ihr Deutschland verlassen habt, und viele von euch sind erst hier geboren.“

In der Heimat wird viel Neues auf euch einströmen, denn ihr habt einen Laub- oder Nadelwald, eine mit Gänseblümchen besäte Wiese, ein Kornfeld mit seinem leuchtenden Mohn oder blauen Kornblumen nie gesehen.

Und trotzdem sollt ihr Shanghai nicht vergessen, wo ihr bestenfalls Reisfelder, Pagoden und Dschunken gesehen habt. Ihr sollt diese Stadt nicht vergessen, die euch so manches geboten hat, um das euch die gleichaltrigen Kinder in Europa beneiden. Denn für sie waren diese Jahre Jahren des Schreckens. Ihr sollte den Chinesen immer dankbar sein, daß sie uns zu einer Zeit aufgenommen haben, zu der die übrige Welt für uns schon gesperrt war."

Einigen, die damals Kinder waren, verdanken wir auch bewegende Erinnerungen an diese spektakuläre Rückreise, die sie vor fast 50 Jahren angetreten hatten und die auch unter den Mitemigranten nicht unumstritten war:

„Meine Eltern hatten in mir immer die Liebe zu ihrer deutschen Heimat wachgehalten, und sie wollten, wenn der Faschismus besiegt wäre, zurück nach Deutschland.(...) Die meisten Emigranten hatten große Einwände gegen eine Rückkehr in das Land, wo man ihre Menschenwürde mit Füßen getreten und viele ihrer Angehörigen und Freunde ermordet hatte. Sie waren so verbittert und meinten, daß ja doch dieselben Menschen da seien, womit sie ja auch recht hatten“ erinnert sich Sonja Mühlberger, die auch von Tomaten berichtet, mit denen ihr Schiff bei der Ausreise aus Shanghai beworfen wurde.

Diese Verbitterung haben wir in vielen unserer Gespräche mit Emigranten immer wieder erfahren. Um so wichtiger ist es uns, mit Ausstellungen und Veranstaltungen wie diesem Seminar dazu beizutragen, daß die Lebenserinnerungen und Erfahrungen dieser Menschen für uns heute lebendig bleiben, und sich damit auch das Bild der verlorenen Heimat, auf die viele nach 1945 verständlicherweise nur mit Bitterkeit - wenn nicht mit Hass - zurückblicken konnten, im Laufe der Jahre verändert.

Mein besonders herzlicher Dank gilt daher all jenen, die sich als Zeitzeugen zum Gespräch bereiterklärt haben und an diesem Symposium teilnehmen und zum Teil von sehr weit her heute nach Berlin gekommen sind.

Ich danke unseren auswärtigen Experten, Astrid Freyeisen aus Würzburg, Steve Hochstadt aus Maine und Prof. Pan Guang aus Shanghai für ihre Bereitschaft, hier zu uns über ihre Forschungsarbeiten zu sprechen. Ich danke der Stiftung Deutsche Klassenlotterie, daß sie dieses Symposium finanziell unterstützt hat, ich danke den vielen privaten Spendern und mein besonderer Dank gilt der Berliner Bürgermeisterin Christine Bergmann dafür, daß sie hierüber die Schirmherrschaft übernommen hat.



Foto: Peter Krips

Shanghailänder in Wannsee

Vorne: Peter Konicki, Berlin/Peter Krips, Perleberg/Günter Nobel, Berlin/Hellmut Stern, Berlin/Horst Eisfelder, Carnegie (Australien)/Ilse Krips, Potsdam
Hinten: Heinz Grünberg, Wien/Ralph B. Hirsch, Philadelphia/Eva U. Grudin, Amstown (USA), Noémi Mei-Lin Krüger, Berlin/Manfred Worm, Kronberg (Bayern)/Peter Finkelgruen, Köln/Renate Guschke, Berlin/Martin Beutler, Berlin
In der Mitte: (mit Hut) Egon Kornblum, Essen/ neben ihm Sonja Mühlberger, Berlin, Wilhelm Mann, Berlin

Der lange Marsch zurück

Vor 50 Jahren kamen 295 jüdische Flüchtlinge aus ihrem Exil in Shanghai wieder nach Berlin

Von Marianne Heuwagen

„Wir hätten in China bleiben können“, hat eine Emigrantin damals in die Kamera hinein erklärt, „aber wir haben Sehnsucht nach der Heimat gehabt“. Am 21. August 1947, einem strahlend schönen Sommertag, kamen 295 jüdische Emigranten in Kreuzberg auf dem Görlitzer Bahnhof an. Es war die größte Gruppe jüdischer Auswanderer, die nach dem Krieg geschlossen nach Deutschland zurückkehrte. Sie kam aus Shanghai. Die Stadt Berlin bemühte sich, den Heimkehrern zwei Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus einen würdigen Empfang zu bereiten. Es gab Kaffee, Brot und Würstchen.

Bürgermeister Ferdinand Friedensburg (CDU) hielt sogar eine kleine Ansprache, in der er „unsere jüdischen Freunde“ aufs herzlichste begrüßte und sich für ihre Bereitschaft, am Wiederaufbau mitzuwirken, bedankte.

Die Ankunft der jüdischen Emigranten wurde von einem Kamerteam der Wochenschau festgehalten. Als der Film jedoch in den Berliner Kinos gezeigt wurde, kam es zu antisemitischen Tumulten. Anlässlich des 50. Jahrestages der Rückkehr hat der Verein Aktives Museum im Martin-Gropiusbau eine kleine Ausstellung zum Exil in Shanghai organisiert. Am Mittwoch wird in Kreuzberg, dort, wo sich das Hauptportal des Görlitzer Bahnhofs befand, eine Gedenktafel angebracht.

Gleichzeitig beginnt in der Gedenkstätte *Haus der Wannsee-Konferenz* ein zweitägiges internationales Symposium, zu dem, dank der finanziellen Unterstützung durch die Stiftung Deutsche Klassenlotterie, auch 25 ehemalige Shanghai-Exilanten aus Australien und den USA eingeladen werden konnten. Zur Vorbereitung der Gedenkveranstaltungen hatte sich vor einem Jahr innerhalb des rührigen Vereins, der sich schon mehrfach mit dem Thema Exil auseinandergesetzt hat, ein eigener Arbeitskreis gebildet. „Wir wollten nicht zuletzt deshalb auf dieses Ereignis hinweisen“, sagt Georg Armbrüster vom Initiativkreis, „weil es entscheidend zum Wiederaufbau der Jüdischen Gemeinde in Berlin beigetragen hat.“ Shanghai war für viele Juden Ende der 30er Jahre der letzte Zufluchtsort.

Man brauchte keine Affidavits – die Einreise-Erlaubnis in die USA –, keine Visa, keine Arbeitserlaubnis, kein Kapital. Manchmal wurden die Kosten für die Überfahrt sogar von jüdischen Hilfsorganisationen bezahlt. Gelegentlich, wenn auch selten, ist es vorgekommen, daß Häftlinge sich mit einer Schiffspassage nach Shanghai aus einem KZ freikaufen konnten. 18 000 Flüchtlinge waren zwischen 1937 und 1941 in der südchinesischen Hafenstadt gestrandet, dann war auch dieser Fluchtweg abgeschnitten.

Das Leben für die Europäer war in dem subtropischen Klima extrem schwierig. An die entbehrungsreiche Zeit kann sich die heute 59 Jahre alte Berlinerin Renate Guschke noch erinnern. Ihr jüdischer Vater hatte Deutschland schon

1938 verlassen, seine christliche Ehefrau und die beiden Kinder folgten ihm 1939.

Renate war damals gerade mal ein Jahr alt. Sie ist in Shanghai zur Schule gegangen, lernte Chinesisch und Englisch und kam sich mit ihren blonden Locken doch recht exotisch vor. Im Gegensatz zu vielen anderen Flüchtlingen war es dem Vater, einem Handelsvertreter für Arzneimittel, zunächst sogar gelungen, sich in der Millionenstadt eine kleine Existenz aufzubauen. Er vertrieb Heilmittel, Tabletten und Tinkturen.

1943 aber war auch das vorbei. Auf Druck der Nationalsozialisten richteten die Japaner für die Juden ein Ghetto ein.

Alle staatenlosen Flüchtlinge Shanghais wurden in einem zweieinhalb Quadratkilometer großen Gebiet im Elendsviertel Hongkew zusammengepfercht. Dabei hatte Renate noch Glück: Die vierköpfige Familie Konicki konnte immerhin ein eigenes Zimmer beziehen. In den meisten Fällen wurden die Flüchtlinge in großen Schlafräumen untergebracht; Frauen, Männer und Kinder getrennt. Dennoch sei die Unterkunft „sehr primitiv“ gewesen, meint Renate Guschke.

Jüdische Hilfsorganisationen sorgten für die Verpflegung der Ghettobewohner, da diese keine Chance mehr auf eigenen Broterwerb hatten. „Es gab nur eine warme Mahlzeit am Tag“, erzählt Renate Guschke, „immer Hirse, manchmal Kompott.“ Hirse kann sie bis heute nicht mehr essen.

Nach dem Krieg konnten die Flüchtlinge nicht in Shanghai bleiben. Während viele in die USA, nach Australien oder in andere Länder ausreisten, wollte Renates Mutter ihrer Familie – ihrem Heimat-

land zuliebe – zurück nach Deutschland. Ihr Bruder, der drei Jahre älter ist, habe den Eltern die Rückkehr nach Deutschland nie verziehen, sagt sie. Auf der Überfahrt mit dem US-Truppentransporter Marine Lynx nach Neapel, feierte Renate ihren 10. Geburtstag und erhielt zum ersten Mal in ihrem Leben eine eigene Geburtstagstorte. Besonders mühsam war

die Zugfahrt von Neapel nach Berlin. Acht Tage dauerte die Reise in Viehwaggons. Es gab nur ein wenig Heu und ein paar Decken.

Der Neuanfang in Berlin war kompliziert. Es gab vor allem bürokratische Hindernisse zu überwinden. Die Alliierten erleichterten den rückkehrwilligen Emigranten nicht gerade die Wiedereinreise in das kriegszerstörte Deutschland. Zusätzlich erschwerte die deutsche Bürokratie das Einleben. Es dauerte fast ein Jahrzehnt, bevor der Deutsche Bundestag mit den Stimmen der SPD-Opposition das sogenannte Wiedergutmachungsgesetz verabschieden konnte.

In Berlin wurden die Flüchtlinge zunächst gleichmäßig auf alle Sektoren verteilt. Doch in der DDR wurden die sogenannten Westflüchtlinge, obwohl auch sie als Opfer des Faschismus anerkannt waren, seit Anfang der 50er Jahren zunehmend Repressalien ausgesetzt. Renates Vater, der sich in Pankow wieder einen Arzneimittelvertrieb mit 26 Angestellten aufgebaut hatte, floh 1953 nach Westberlin, bevor er enteignet wurde. „Er wollte nicht wieder in einer Diktatur leben“, sagt Frau Guschke. Die Tochter aber war über den Umzug keineswegs erfreut. In dem antifaschistischen Milieu Pankows hatte sich die Jugendliche weniger fremd gefühlt als in Westberlin, wo es ihr schwer fiel, über ihre Herkunft die Wahrheit zu sagen, „aus Angst ausgegrenzt zu werden“.

Renate Guschke hat geheiratet und zwei Söhne großgezogen. Ihre Mutter ist vor zehn, der Vater vor drei Jahren gestorben. Doch über ihre Kindheit im Exil in Shanghai hat sie nie gesprochen, nicht einmal mit den eigenen Söhnen, „weil ich sie nicht belasten wollte“. Erst in Vorbereitung der Ausstellung, für die sie einige Erinnerungsstücke zur Verfügung gestellt hat, wie einen Kimono der Mutter, hat sie sich mit dem Thema erstmals auseinandergesetzt. Die Schilderung der Heimkehr auf dem Görlitzer Bahnhof treibt ihr heute noch die Tränen in die Augen.

Überrascht ist sie über die Resonanz auf den 50. Jahrestag. Sie freut sich besonders über das Interesse der jüngeren Generation und meint: „Die Vorbereitung auf die Ausstellung hat mir die Zunge gelöst und das Herz geöffnet.“

Von Marianna Reuweges

„Wir hatten in China sieben Kinder“, hat eine Emigrantin damals in der Kammer betont erklärt. „Aber wir haben Schatzkinder nach der Heimat geliebt.“ Am 21. August 1947, einem strahlend schönen Sonntag, kamen 295 jüdische Emigranten in Krummberg auf dem Görlitzer Bahnhof an. Es war die große Gruppe jüdischer Auswanderer, die nach dem Krieg geschlossen nach Deutschland zurückkehrte. Sie kam aus Shanghai. Die Stadt Berlin bemühte sich, den Heimkehrern zwei Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus einen würdigen Empfang zu bereiten. Es gab Kaffee, Brot und Wärmehosen.

Bürgermeister Ferdinand Trudewitz (CDU) hielt sogar eine kleine Ansprache, in der er „unseren jüdischen Freunde“ seine herzlichste Begrüßung und sich für ihre Bereitschaft, am Wiederaufbau mitzuwirken, bedankte. Die Ankunft der jüdischen Emigranten wurde von einem Kameraden der Wochenchau festgehalten. Als der Film jedoch in den Berliner Kinos gezeigt wurde, kam es zu aussergewöhnlichen Tumulten. Anlässlich des 50. Jahrestages der Rückkehr bei der Verleihung des Martin-Greif-Preises für eine kleine Ausstellung zum Exil in Shanghai organisiert. Am Mittwoch wird in Krummberg, dort, wo sich das Hauptportal des Görlitzer Bahnhofs befindet, eine Gedenktafel eingeweiht.

Gleichzeitig beginnt in der Gedenkstätte Hone der Wannsee-Konferenz ein zweitägiges internationales Symposium, zu dem, dank der finanziellen Unterstützung durch die Stiftung Deutsche Klassenloterie, auch 23 ehemalige Shanghai-Exilanten aus Australien und den USA eingeladen werden konnten. Zur Vorbereitung der Gedächtnisveranstaltung hatte sich vor einem Jahr innerhalb der rühmlichen Verleihung der schon mehrfach mit dem Thema Exil auseinandergesetzt hat, ein starrer Arbeitstisch gebildet. „Wir wollten nicht zuletzt deshalb auf dieses Ereignis hinweisen“, sagt Georg Armbrötter von der Initiative „Wiederholung der jüdischen Gemeinde in Berlin begriffen hat.“ Shanghai war für viele Juden Ende der 30er Jahre der letzte Zufluchtsort.

Man besuchte keine Alldavids - die Kiezvereine blieben in die USA - keine Yias, keine Arbeiterclubs, kein Kapital. Manchmal wurden die Exilanten für die Oberleitung sogar von jüdischen Hilfsorganisationen bezahlt. Gelegentlich, wenn auch selten, ist es vorgekommen, daß Flüchtlinge sich mit einer Schiffspassage nach Shanghai auf einem KC-Fremdenboot konnten. 18 000 Flüchtlinge waren zwischen 1936 und 1941 in der südchinesischen Hafenstadt getrandert, denn was auch immer Flüchtling abgeholt wurde. Das Leben für die Europäer war in dem subtropischen Klima etwas schwerer. An die erzieherische Zeit kann sich die heute 98 Jahre alte Berlinerin Renate Guschke noch erinnern. Die jüdische Vaterhaus Deutschland schon

Alle staatenlosen Flüchtlinge Shanghai wurden in einem zentralen Quarantänelager großer Gebirgs- und Gipsvorkommen zusammengepflegt. Dabei hatte Renate noch Glück. Die vierköpfige Familie Konkis konnte inmitten in eigenes Zimmer bewohnt. In drei Monaten Fällen wurden die Flüchtlinge in großen Schiffsalben untergebracht. Frauen Mas-

land zuliebe - zurück nach Deutschland. Im Sommer des Jahres 1947, als die DDR noch nicht existierte, lag der Aufbruch zum Jahr mit dem US-Flugzeugtransport Marie Lina nach Neapel. Marie Lina ist ihren 10. Geburtstag und ist zum ersten Mal in ihrem Leben nicht an der burschenschaftlichen Besondere mußten vor die Zugtätigkeit nach Neapel nach Berlin. Acht Tage dauerte die Reise in Venedig. Es gab nur wenig Nahrung und kein Decken.

Der Neuanfang in Berlin war kompliziert. Es gab viel kleine bürokratische Hindernisse zu überwinden. Die Alliierten in Deutschland wollten nicht gerade die Westmächte in das empfindliche Deutschland zurückzuführen. Die deutsche Regierung, die Deutschen in der DDR, bevor der Deutsche Bundestag mit dem Stimmrecht der SPD-Parlamentarismus, die Wiederherstellung des deutschen Staatsgebietes verabschiedet wurde.

In Berlin wurden die Flüchtlinge zunächst gleichmäßig auf alle Sektoren verteilt. Doch in der DDR wurden die sogenannten Westflüchtlinge, obwohl auch sie als Opfer des Faschismus anerkannt waren, seit Anfang der 50er Jahre zunehmend Repressalien ausgesetzt. Renates Vater, der sich in Pankow wieder einen Arzneimittelvertrieb mit 26 Angestellten aufgebaut hatte, floh 1953 nach Westberlin, bevor er enteignet wurde. „Er wollte nicht wieder in einer Diktatur leben“, sagt Frau Guschke. Die Tochter aber war über den Umzug keineswegs erfreut. In dem antifaschistischen Milieu Pankows hatte sich die Jugendliche weniger fremd gefühlt als in Westberlin, wo es ihr schwer fiel, über ihre Herkunft die Wahrheit zu sagen, „aus Angst ausgegrenzt zu werden“.

Renate Guschke hat geheiratet und zwei Söhne großgezogen. Ihre Mutter ist vor zehn, der Vater vor drei Jahren gestorben. Doch über ihre Kindheit im Exil in Shanghai hat sie nie gesprochen, nicht einmal mit den eigenen Söhnen, „weil ich sie nicht belasten wollte“. Erst in Vorbereitung der Ausstellung, für die sie einige Erinnerungsstücke zur Verfügung gestellt hat, wie einen Kimono der Mutter, hat sie sich mit dem Thema erstmals auseinandergesetzt. Die Schilderung der Heimkehr auf dem Görlitzer Bahnhof treibt ihr heute noch die Tränen in die Augen.

Der lange Marsch zurück

Vor 50 Jahren kamen 295 jüdische Flüchtlinge aus ihrem Exil in Shanghai wieder nach Berlin



AUF DEM GÖRLITZER BAHNHOF kam es am 21. August 1947 zu rühmlichen Szenen der Wiederkehr. Die Shanghai-Exilanten kehrten aus dem Exil zurück. Photo: Hans Reu/Berlinerische Galerie

1936 verlassene, seine christliche Ehefrau und die beiden Kinder folgten ihm 1939. Renate war damals gerade mal ein Jahr alt. Sie ist in Shanghai zur Schule gegangen, lernte Chinesisch und Englisch. Sie kam nach dem Zweiten Weltkrieg nach Deutschland. Im Gegensatz zu vielen anderen Flüchtlingen war es dem Vater, einem Handelsvertreter für Arzneimittel, geglückt, sogar gelungener, sich in der Mittelmehrheit einer kleinen jüdischen Gemeinde zu integrieren. Er vertrieb Heilmittel, Tabakwaren und Textilien.

1943 aber war noch das vorüber. Auf Druck der Nationalsozialisten richteten die Japaner für die Juden ein Ghettos ein-

und Kinder getrennt. Dennoch ist die Unterwelt „Jehus primus“ gewesen, meint Renate Guschke. Jüdische Hilfsorganisationen sorgten für die Verpflegung der Ghettobewohner, die diese keine Chance mehr auf eigenes Brotverdiener hatten. „Es gab nur eine warme Mahlzeit am Tag“, erzählt Renate Guschke. „Unser Hirt, manchmal mit Koppel.“ Hirt kann sie bis heute nicht mehr hören. Nach dem Krieg konnten die Flüchtlinge nicht in Shanghai bleiben. Während viele in die USA, nach Australien oder in andere Länder auswanderten, wollte Renates Mutter ihrer Familie - ihrem Heirat-

In der chinesischen Metropole Shanghai überlebten im Zweiten Weltkrieg 20.000 jüdische Flüchtlinge aus Europa den Holocaust. Im Stadtteil Hongkou werden die Erinnerungen ans ungewöhnliche Exil lebendig ■ **Aus Shanghai Georg Blume**

Überleben im Shanghaier Ghetto

Hochhäuser bringen in Shanghai niemand mehr zum Erstaunen. Es gibt ihrer einfach zu viele. Zwanzigttausend Baustellen hat die Stadt. Im Stadtteil Pudong, dem neuen Börsenzentrum, werden täglich 120.000 Tonnen Baumaterial verbraucht. Längst ist deshalb der Mythos von der Superstadt an der Jangtse-Mündung wieder erwacht. Ob Bundespräsident Roman Herzog im vergangenen Herbst oder der Wirtschaftsaußenminister in diesem Sommer: Alle fahren nach Shanghai, um Chinas neue Welt kennenzulernen.

Doch hat man als Deutscher in Shanghai noch andere Verpflichtungen. Dazu muß man dem Wirtschaftsbummel den Rücken kehren und die prächtigen Ufer-Skylines mit ihren postmodernen Wolkenkratzen und neoclassischen Kolonnaden hinter sich lassen. Der Teil von Shanghai, der am engsten mit der deutschen Geschichte verflochten ist, liegt im Nordosten der Stadt. Es ist das alte Hafenviertel Hongkou, ein buntes Gassengebiet, durchsetzt mit alten Kolonialbauten, in dem diejenigen ihr Zuhause suchen, die die Stadt reich machen und doch nicht zu ihr gehören: Seefahrer, Landflüchtlinge,

menthal war Berliner und wurde später in den USA Finanzminister. „Der amerikanische Minister hat unser Haus schon mehrmals besucht und dabei jedesmal geweint“, berichtet Huang stolz.

Wer will, kann sich mit den alten Menschen in Hongkou heute noch über die deutsch-chinesischen Nachbarschaftsverhältnisse von damals unterhalten. Oben steht am Rentnertreffpunkt im Haoshan-Park von Hongkou bereits eine Gedenktafel für die ehemalige jüdische Bevölkerung des Stadtteils. „In unserem Haus lebten fünf chinesische und fünf jüdische Familien“, erzählt Zhou Qunshan, 72, ein pensionierter Bauingenieur. „Die Juden verdienten sich das Geld als unherzöliche Musikanten. Die meisten von ihnen hatte keine richtige Arbeit und waren genauso arm wie wir. Der Unterschied war, daß wir – solange es etwas gab – Reis aßen und die Juden Brot.“

Die Unterschiede zwischen Chinesen und Juden überwogen auch nach Kriegsende noch, als nahezu alle Flüchtlinge Shanghai wieder

■ Berlin – Shanghai – Berlin

Heute vor 50 Jahren, am 21. August 1947, kamen 295 jüdische Flüchtlinge aus Shanghai auf dem Görliitzer Bahnhof in Berlin an. Für die Mehrheit der sogenannten Shanghaiänder kam die Rückkehr nach Deutschland nicht in Frage. Nur insgesamt 600 wagten die Rückkehr in die zerstörte Heimat, wo sie wesentlich zum Fortbestand der jüdischen Gemeinde in Berlin beitrugen.

Nach der Flucht Ende der 30er Jahre, meist per Schiff von Italien aus, waren viele Flüchtlinge in

sich geweigert, das Viertel zurückzumen. Bis 1950 hatte die große Mehrheit der jüdischen Flüchtlinge Shanghai wieder verlassen, meist in Richtung Israel oder USA.

Nach bis zum 28. August ist im Berliner Marlin-Großius-Bau die Ausstellung „Leben im Wartesaal, Exil in Shanghai 1938–1947“ zu sehen. In Sankt Augustin bei Bonn zeigt das Haus Völker und Kulturen noch bis zum 26. Oktober die Ausstellung „Juden in China – von Kaifeng bis Shanghai“.



Ein von jüdischen Flüchtlingen betriebenes Restaurant in Hongkou im Sommer 1939

Foto: Ullstein

WACHEN UND UNTER NICHT ZU AU GEHÖREN: Seefahrer, Landflüchtlinge, Wanderarbeiter.

Ganze Familien drängen sich hier in kleine Hinterhofbaracken. Aus den Hausportalen weht der Essensgeruch kollektiver Kochstätten. In den Straßen werden Nadeln mit Tofu verkauft. So leben viele Shanghaier heute nicht viel anders als vor fünfzig Jahren. Das aber ist überraschend: Damals wohnten in Hongkong 20.000 europäische Juden - annähernd die Hälfte von ihnen aus Deutschland. Viele Altansässige kennen sie noch. „Die Juden wurden von Hitler verfolgt und die Chinesen von den Japanern, die damals Shanghai besetzt hatten“, berichtet Wang Faliang (78), der seit 70 Jahren in Hongkong wohnt. „Zwar konnten wir den Juden nicht helfen und die Juden nicht uns. Aber wir sympathisierten miteinander, weil wir gemeinsam Not litten.“

Damit öffnet der ehemalige Motorfabrikarbeiter aus Shanghai ein Kapitel des Holocaust, das keinen der hochrangigen deutschen Gäste, die die chinesische Hafenmetropole bereisten, je beschäftigt hat und auch in der deutschen Holokaust-Forschung bisher kaum auftaucht.

Der deutsche Blackout ist um so verwunderlicher, als Chinesen und Israels große Anstrengungen unternahmen, die jüdische Geschichte von Shanghai aufzuarbeiten. Schon 1988 wurde an der Shanghai Sozialakademie ein Zentrum für hebräische Studien eröffnet, das mit der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Peking und Tel Aviv im Jahr 1992 regen Zulauf israelischer Historiker bekam. „Beim Besuch von Jitzhak Rabin habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß seine Arbeiterpartei 1947 in Shanghai eine Partizelle unterhielt. Der

nach Kriegsende noch, als nahezu alle Flüchtlinge Shanghai wieder verließen, um meist nach Amerika oder Israel auszuwandern. Doch immerhin zehn Jahre verbrachten die meisten „Shanghailänder“ in China. Zu keinem anderen Zeitpunkt der Geschichte haben so viele Deutsche im Reich der Mitte gelebt. Heute sind es gerade noch dreitausend.

Das wichtigste Denkmal aus dieser Zeit ist die 1927 von weißrussischen Juden errichtete Synagoge von Hongkou. Sie war das kulturelle Zentrum des Judenviertels. Der gut erhaltene rote Ziegelbau beherbergt inzwischen ein kleines Museum, in dem Bilder und Material aus der Zeit der Shanghailänder ausgestellt werden. Viele Flüchtlinge von damals sind inzwischen an den Ort zurückgekehrt: Es gibt eine kleine Bibliothek mit autobiographischen Veröffentlichungen aus dem Westen, die alle eine handschriftliche Widmung für Wang Faliang tragen, den eingangs schon erwähnten Motorenfabrikarbeiter, der in der Synagoge die Museumspflege übernommen hat. „Meine jüdischen Freunde werden mehr und mehr“, wundert sich Wang über die späte Rückkehr der alten Nachbarn.

Nur an eines kann sich Wang nicht entsinnen: An deutsche Gäste in seiner Synagoge. „Ein paar Touristen vielleicht“, räumt der Kurator ein. Doch dann sucht er vergeblich nach deutschen Eintragungen im Gästebuch des Museums. Immerhin: Österreichs Präsident Thomas Klestil war im September 1995 hier. Mit den Worten „In ehrfurchtiger Erinnerung an das traurige, furchtbare Schicksal vieler Landsleute“ trug sich Klestil damals ins Gästebuch ein. Annähernd 6.000 Österreicher und 10.000 Deutsche lebten im Krieg in Hongkou. Wann aber wird ein deutscher Bundespräsident der jüdischen Mitbürger in China gedanken?

Im Haus Nummer 59 wohnt seit den 50er Jahren der Universitätsangestellte Huang Jinh (50). Er zeigt den Weg in den Hinterhof, vorbei an einer kleinen Nähwerkstatt, eine schmale Stiege hinauf zu dem winzigen Raum, wo vor einem halben Jahrhundert die Familie Michael Blumenthals wohnte. Blu-

nach Kriegsende noch, als nahezu alle Flüchtlinge Shanghai wieder verließen, um meist nach Amerika oder Israel auszuwandern. Doch immerhin zehn Jahre verbrachten die meisten „Shanghailänder“ in China. Zu keinem anderen Zeitpunkt der Geschichte haben so viele Deutsche im Reich der Mitte gelebt. Heute sind es gerade noch dreitausend.

Das wichtigste Denkmal aus dieser Zeit ist die 1927 von weißrussischen Juden errichtete Synagoge von Hongkou. Sie war das kulturelle Zentrum des Judenviertels. Der gut erhaltene rote Ziegelbau beherbergt inzwischen ein kleines Museum, in dem Bilder und Material aus der Zeit der Shanghailänder ausgestellt werden. Viele Flüchtlinge von damals sind inzwischen an den Ort zurückgekehrt: Es gibt eine kleine Bibliothek mit autobiographischen Veröffentlichungen aus dem Westen, die alle eine handschriftliche Widmung für Wang Faliang tragen, den eingangs schon erwähnten Motorenfabrikarbeiter, der in der Synagoge die Museumspflege übernommen hat. „Meine jüdischen Freunde werden mehr und mehr“, wundert sich Wang über die späte Rückkehr der alten Nachbarn.

Nur an eines kann sich Wang nicht entsinnen: An deutsche Gäste in seiner Synagoge. „Ein paar Touristen vielleicht“, räumt der Kurator ein. Doch dann sucht er vergeblich nach deutschen Eintragungen im Gästebuch des Museums. Immerhin: Österreichs Präsident Thomas Klestil war im September 1995 hier. Mit den Worten „In ehrfurchtiger Erinnerung an das traurige, furchtbare Schicksal vieler Landsleute“ trug sich Klestil damals ins Gästebuch ein. Annähernd 6.000 Österreicher und 10.000 Deutsche lebten im Krieg in Hongkou. Wann aber wird ein deutscher Bundespräsident der jüdischen Mitbürger in China gedanken?

Im Haus Nummer 59 wohnt seit den 50er Jahren der Universitätsangestellte Huang Jinh (50). Er zeigt den Weg in den Hinterhof, vorbei an einer kleinen Nähwerkstatt, eine schmale Stiege hinauf zu dem winzigen Raum, wo vor einem halben Jahrhundert die Familie Michael Blumenthals wohnte. Blu-

nach Kriegsende noch, als nahezu alle Flüchtlinge Shanghai wieder verließen, um meist nach Amerika oder Israel auszuwandern. Doch immerhin zehn Jahre verbrachten die meisten „Shanghailänder“ in China. Zu keinem anderen Zeitpunkt der Geschichte haben so viele Deutsche im Reich der Mitte gelebt. Heute sind es gerade noch dreitausend.

Das wichtigste Denkmal aus dieser Zeit ist die 1927 von weißrussischen Juden errichtete Synagoge von Hongkou. Sie war das kulturelle Zentrum des Judenviertels. Der gut erhaltene rote Ziegelbau beherbergt inzwischen ein kleines Museum, in dem Bilder und Material aus der Zeit der Shanghailänder ausgestellt werden. Viele Flüchtlinge von damals sind inzwischen an den Ort zurückgekehrt: Es gibt eine kleine Bibliothek mit autobiographischen Veröffentlichungen aus dem Westen, die alle eine handschriftliche Widmung für Wang Faliang tragen, den eingangs schon erwähnten Motorenfabrikarbeiter, der in der Synagoge die Museumspflege übernommen hat. „Meine jüdischen Freunde werden mehr und mehr“, wundert sich Wang über die späte Rückkehr der alten Nachbarn.

Nur an eines kann sich Wang nicht entsinnen: An deutsche Gäste in seiner Synagoge. „Ein paar Touristen vielleicht“, räumt der Kurator ein. Doch dann sucht er vergeblich nach deutschen Eintragungen im Gästebuch des Museums. Immerhin: Österreichs Präsident Thomas Klestil war im September 1995 hier. Mit den Worten „In ehrfurchtiger Erinnerung an das traurige, furchtbare Schicksal vieler Landsleute“ trug sich Klestil damals ins Gästebuch ein. Annähernd 6.000 Österreicher und 10.000 Deutsche lebten im Krieg in Hongkou. Wann aber wird ein deutscher Bundespräsident der jüdischen Mitbürger in China gedanken?

Im Haus Nummer 59 wohnt seit den 50er Jahren der Universitätsangestellte Huang Jinh (50). Er zeigt den Weg in den Hinterhof, vorbei an einer kleinen Nähwerkstatt, eine schmale Stiege hinauf zu dem winzigen Raum, wo vor einem halben Jahrhundert die Familie Michael Blumenthals wohnte. Blu-

nach Kriegsende noch, als nahezu alle Flüchtlinge Shanghai wieder verließen, um meist nach Amerika oder Israel auszuwandern. Doch immerhin zehn Jahre verbrachten die meisten „Shanghailänder“ in China. Zu keinem anderen Zeitpunkt der Geschichte haben so viele Deutsche im Reich der Mitte gelebt. Heute sind es gerade noch dreitausend.

Das wichtigste Denkmal aus dieser Zeit ist die 1927 von weißrussischen Juden errichtete Synagoge von Hongkou. Sie war das kulturelle Zentrum des Judenviertels. Der gut erhaltene rote Ziegelbau beherbergt inzwischen ein kleines Museum, in dem Bilder und Material aus der Zeit der Shanghailänder ausgestellt werden. Viele Flüchtlinge von damals sind inzwischen an den Ort zurückgekehrt: Es gibt eine kleine Bibliothek mit autobiographischen Veröffentlichungen aus dem Westen, die alle eine handschriftliche Widmung für Wang Faliang tragen, den eingangs schon erwähnten Motorenfabrikarbeiter, der in der Synagoge die Museumspflege übernommen hat. „Meine jüdischen Freunde werden mehr und mehr“, wundert sich Wang über die späte Rückkehr der alten Nachbarn.

Nur an eines kann sich Wang nicht entsinnen: An deutsche Gäste in seiner Synagoge. „Ein paar Touristen vielleicht“, räumt der Kurator ein. Doch dann sucht er vergeblich nach deutschen Eintragungen im Gästebuch des Museums. Immerhin: Österreichs Präsident Thomas Klestil war im September 1995 hier. Mit den Worten „In ehrfurchtiger Erinnerung an das traurige, furchtbare Schicksal vieler Landsleute“ trug sich Klestil damals ins Gästebuch ein. Annähernd 6.000 Österreicher und 10.000 Deutsche lebten im Krieg in Hongkou. Wann aber wird ein deutscher Bundespräsident der jüdischen Mitbürger in China gedanken?

Im Haus Nummer 59 wohnt seit den 50er Jahren der Universitätsangestellte Huang Jinh (50). Er zeigt den Weg in den Hinterhof, vorbei an einer kleinen Nähwerkstatt, eine schmale Stiege hinauf zu dem winzigen Raum, wo vor einem halben Jahrhundert die Familie Michael Blumenthals wohnte. Blu-

Foto: Ullstein

„Die Chinesen waren freundlich“

■ Peter Konicki (62) floh 1939 mit Mutter und Schwester nach Shanghai, wohin zuvor schon der jüdische Vater geflohen war

Ihnen diese Nachricht glaubhaft?
Ich würde bezweifeln, daß meine Eltern 1945 wirklich gewußt haben, wie die Juden vernichtet worden sind. Es gab in Shanghai eine Menge Zeitungen und Rundfunkstationen, die Migranten allein hatten drei oder vier Zehntel täglich. Das Informationswissen war recht umfassend. Allerdings waren auch sehr viel Gerüchte dabei. Als die Japaner nach dem August 1945 Shanghai räumten und dann freier Nachrichten- und Postverkehr bestand, sprach sich die Nachricht von den Vernichtungslagern allmählich herum. Trotzdem konnte ich mir bis zuletzt nicht vorstellen, was hier in Europa geschehen war.

Wie haben Sie 1947 die Rückkehr nach Berlin empfunden?
Ich war schockiert über die Zerstörungen in Berlin. Ich kam ja aus einer mehr oder weniger heilen Stadt. Shanghai war eine Weltstadt mit einem pulsierenden Leben, an dem wir zwar nicht teilgenommen haben, das wir aber täglich sahen. Und dann diese Mondlandschaft hier in Berlin! Außer zu unseren Verwandten, die uns sehr freundlich aufgenommen hatten, hatte ich zunächst keinen direkten Kontakt zu Deutschen. Ich konnte ja Deutsch sprechen, lesen und schreiben aber nicht.

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Ihnen diese Nachricht glaubhaft?
Ich würde bezweifeln, daß meine Eltern 1945 wirklich gewußt haben, wie die Juden vernichtet worden sind. Es gab in Shanghai eine Menge Zeitungen und Rundfunkstationen, die Migranten allein hatten drei oder vier Zehntel täglich. Das Informationswissen war recht umfassend. Allerdings waren auch sehr viel Gerüchte dabei. Als die Japaner nach dem August 1945 Shanghai räumten und dann freier Nachrichten- und Postverkehr bestand, sprach sich die Nachricht von den Vernichtungslagern allmählich herum. Trotzdem konnte ich mir bis zuletzt nicht vorstellen, was hier in Europa geschehen war.

Wie haben Sie 1947 die Rückkehr nach Berlin empfunden?
Ich war schockiert über die Zerstörungen in Berlin. Ich kam ja aus einer mehr oder weniger heilen Stadt. Shanghai war eine Weltstadt mit einem pulsierenden Leben, an dem wir zwar nicht teilgenommen haben, das wir aber täglich sahen. Und dann diese Mondlandschaft hier in Berlin! Außer zu unseren Verwandten, die uns sehr freundlich aufgenommen hatten, hatte ich zunächst keinen direkten Kontakt zu Deutschen. Ich konnte ja Deutsch sprechen, lesen und schreiben aber nicht.

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Wann haben Sie in China von den Vernichtungslagern der Nazis in Europa erfahren?
Erschienen Interview: Sven Hansen

Das Ende des Exils in Shanghai
50 Jahre nach der Rueckkehr von 295 NS-Verfolgten nach Berlin
Symposium des Aktiven Museums
Berlin, Haus der Wannsee-Konferenz, 20.-22.8.97

Take 1 O-Ton Horst Eisfelder

(0 22)

< II. A. 015 >

Es war fuer mich ein gewisses Abenteuer. Ich kam als genau 13jaehriger dorthin, mit 14 Jahren habe ich angefangen zu arbeiten. Fuer mich war das eigentlich kein Problem, das Shanghai. Gewiss, das Klima war unangenehm, es gab furchtbar viel Ungeziefer. Aber sonst konnte ich mich nicht beklagen.

Autorin

Im Vergleich zu anderen notleidenden juedischen Emigranten verfuegte Horst Eisfelder dessen Eltern in Shanghai ein Cafe betrieben, ueber eine gesicherte Lebensgrundlage. Mit dem Schiff "Bianca Manu" kamen die juedischen Fluechtlinge nach wochenlanger zermuerbender Ueberfahrt aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz von Genua aus nach Shanghai, viele erst unmittelbar vor Kriegsbeginn. Fuer sie war die Hafenstadt im Fernen Osten die letzte Hoffnung auf Zuflucht vor der Verfolgung durch die Nazis. Viele wussten von Shanghai damals nicht viel mehr, als dass es dort im Sommer warm und im Winter kalt ist. Diejenigen, die besser informiert waren, zumeist Leute aus dem antifaschistischen Widerstand, verbanden mit Shanghai auch den groessten Handels- und Umschlagplatz fuer westliches Kapital in Asien. Den Bund, die Prachtstrasse von Shanghai, saeumten bereits Hochhaeuser, die es in Europa damals noch nicht gab. Aber Shanghai am Ende der 30er Jahre bedeutete auch Korruption, Kriminalitaet, Schmuggel und Prostitution in einem fuer die Emigranten ungeahnten Mass. Der junge Slawist Gerd Armbruester vom Verein Aktives Museum, der die Berliner Tagung mitorganisiert hat, charakterisiert das Shanghaier Exil:

Take 2 O-Ton Gerd Armbruester

(0 40)

< II. A. 321 >

Einer der Haupteindruecke fuer mich, kann ich sagen, ist, dass es wirklich so ein spaetes Exil ist. Es ist nicht nur - das ist irgendwie ein Klischee fast schon - das Exil der "kleinen Leute", das ist es natuerlich auch, aber es war eben praktisch, es waren alle deutschen Schichten vertreten, denk ich. Vor allen Dingen, es ist das spaete Exil, weil die Leute, die sich fuer die Emigration nach Shanghai entschieden haben, ganz lange gezoegert haben, ueberhaupt zu emigrieren. Der Entschluss ist spaet gefasst worden, sie haben sich dagegen gestraeuert und vielleicht noch gedacht: es gibt nochmal eine Perspektive, es wird sich nochmal was veraendern, und wir haben die Chance, in Deutschland zu bleiben. Aber '38, die Pogrome in Deutschland, im November, haben gezeigt, dass es die Perspektive offensichtlich nicht mehr gibt, und das war dann fuer viele der Entschluss, auf jeden Fall zu emigrieren. (bitte blenden)

Autorn

Zwar war es auch in den Jahren zuvor nicht leicht, zu emigrieren. Wenn man nicht ueber viel Geld oder reiche, wohlwollende Verwandte im Ausland verfuegte. Zu dieser Zeit jedoch vor dem Zweiten Weltkrieg, wurde die Emigration auesserst schwierig. Denn nicht nur stellten die Nazis Hindernisse in den Weg, auch die aufnehmenden Laender verlangten inzwischen schwer zu beschaffende Visa, Geldnachweise und Buergschaften. Offen fuer juedische Fluechtlinge war nur noch die chinesische Hafenstadt Shanghai. Hier wurden die Ankoemmlinge von juedischen Hilfsorganisationen im Stadtteil Hongkew untergebracht, zuerst in Privatunterkuenften, und als diese nicht mehr ausreichten, in Massenquartieren. Die meisten Fluechtlinge lernten nie chinesisches, sondern nur das damals verbreitete Pidgin-Englisch. Sie litten unter dem Klima, den katastrophalen hygienischen Verhaeltnissen, bedrohlichen Krankheiten und der allgegenwaertigen Not. Knapp den Konzentrationslagern der Nazis entronnen, mussten sie die bittere Erfahrung machen, von den bereits in Shanghai ansaessigen Auslaendern und Fluechtlingen als Konkurrenz angesehen zu werden. Der Emigrant Horst Eisfelder erinnert sich

Take 3 O-Ton Horst Eisfelder

(0 30)

< II, A 654 >

Die Absicht war, die Leute moeglichst weit weg zu halten von der Innenstadt oder wo die Europaeer wohnten, wo die Geschaefte waren. Die Einstellung war: wir unterstuetzen euch, wir geben euch Unterkunft, wir werden euch ernaehren, aber kommt nicht und versucht, Stellung zu bekommen oder uns irgendwie Konkurrenz zu machen. Und das hat meinem Vater nicht gepasst, er wollte nicht von diesen Leuten vollkommen abhaengig sein und hat lieber sein Geld dafuer benutzt, sein Geschaefft aufzubauen.

Autorn

1941 wurde auch China in den Krieg gezogen, und zwei Jahre spaeter errichteten die japanischen Besatzer auf Weisung ihrer deutschen Verbueendeten auch in Shanghai ein juedisches Ghetto. Doch schlechter als den Emigranten ging es der einheimischen Bevoeikerung. Die Chinesen erledigten die schmutzigsten Arbeiten und erhielten die geringsten Loehne. Im Winter starben jede Nacht Hunderte an Hunger und Entkraefung. Zusaetzlich wurden sie von den Japanern drangsaliert. 1945 wurde Shanghai von den Amerikanern befreit, die wirtschaftliche Situation der Emigranten besserte sich und sie erhielten Hoffnung auf Weiterwanderung in die USA, nach Palestina und Australien. Nur der kleinste Teil unter ihnen kehrte nach Deutschland zurueck. Meist waren es Kommunisten und Linke, die beim sozialistischen Aufbau Deutschlands helfen wollten. Anders war die Situation im sowjetisch besetzten Teil Chinas. Dort folgte auf die Rote Armee die chinesische Volksbefreiungsarmee, und die Fluechtlinge mussten auch noch den chinesischen Buergerkrieg im Land durchstehen. Manchen Emigranten-Gruppen gelang erst in den 50er Jahren nach Gesuchen an den Vorsitzenden Mao Tse-Dong, schliesslich die Ausreise. Ihre Erfahrungen im chinesischen Exil haben einige Emigranten in Buechern niedergeschrieben, so wie die Wienerin Franziska Taussig oder der Berliner Musiker Hellmut Stern.

**Rundfunksendung von Christiane Kort
gesendet 21. 8. im Deutschlandfunk, 22. 8. im Saarländischen Rundfunk**

Gedenken

Am ehemaligen Görlitzer Bahnhof wird heute eine Gedenktafel angebracht, die 50 Jahre danach an die Rückkehr von 295 jüdischen Emigranten aus Shanghai erinnern soll. Rund 18.000 überwiegend aus Deutschland und Österreich stammende Juden waren während der Nazizeit nach Shanghai geflüchtet. Nur wenige kamen nach dem Holocaust zurück nach Deutschland. Die meisten Flüchtlinge ließen sich in Israel, den USA und Australien nieder.

Zu den Teilnehmern an der Einweihungsfeier gehören auch ehemalige Shanghai-Flüchtlinge aus dem In- und Ausland. Sie nehmen an dem Symposium „Das Ende des Exils in Shanghai“ teil, das vom 20. bis 24. August in Berlin stattfindet. Gleichzeitig zeigt das Jüdische Museum im Martin Gropius Bau noch bis zum 24. August die Ausstellung „Leben im Wartesaal – Exil in Shanghai 1938 bis 1947“.

die tageszeitung
21. 8. 1997



Foto: Steve Hochstadt

Vor der Gedenktafelenthüllung im Spreewaldbad.
An dieser Stelle stand 1947 die Eingangshalle
des Görlitzer Bahnhofs.
Peter Konicki spricht.

Gedenktafel für jüdische Rückkehrer

KREUZBERG (epd). Eine Gedenktafel erinnert seit Donnerstag in Kreuzberg an die Rückkehr von Berliner Juden aus ihrem Exil in Shanghai vor 50 Jahren. Sie befindet sich im Eingangsbereich des „Spreewaldbades“, am früheren Standort des Görlitzer Bahnhofes. Dort waren die 295 Flüchtlinge am 21. August 1947 angekommen. Ihre Rückkehr nach Berlin habe den Neubeginn jüdischen Lebens in der Stadt ermöglicht, betonte Frauenstaatssekretärin Helga Korthaase im Beisein ehemaliger jüdischer Shanghai-Emigranten bei der Feierstunde.

Rund 18.000 deutsche und österreichische Juden waren während der NS-Zeit vor den Nationalsozialisten nach Shanghai geflohen. Nur wenige von ihnen kehrten nach Deutschland zurück. Über ihr Schicksal informiert noch bis Sonntag eine Ausstellung im Jüdischen Museum unter dem Titel „Leben im Wartesaal“.

Der Tagesspiegel
22. 8. 1997

Gedenktafel für Berliner Juden

Kreuzberg.
Eine Gedenktafel erinnert seit gestern in Kreuzberg an die Rückkehr von Berliner Juden vor 50 Jahren aus ihrem Exil in Shanghai. Sie befindet sich im Eingangsbereich des „Spreewaldbades“ am früheren Standort des Görlitzer Bahnhofes. Dort waren 295 Flüchtlinge am 21. August 1947 angekommen. 18.000 Juden waren ins chinesische Shanghai geflohen. Nur wenige kehrten nach Deutschland zurück. epd

Berliner Zeitung
22. 8. 1997

Aus Shanghai zurück nach Berlin

Eine Gedenktafel erinnert seit gestern am Standort des ehemaligen Görlitzer Bahnhofes in Kreuzberg an die Rückkehr von Berliner Juden vor fünfzig Jahren aus ihrem Exil in Shanghai. Dort waren die 295 Flüchtlinge am 21. August 1947 angekommen. Ihre Rückkehr nach Berlin habe den Neubeginn jüdischen Lebens in der Stadt ermöglicht, betonte Staatssekretärin Helga Korthaase bei der Feierstunde. Rund 18.000 deutsche und österreichische Juden waren während der NS-Zeit ins chinesische Shanghai geflohen. epd

die tageszeitung
22. 8. 1997



Helga Korthaase und Peter Konicki, einer der Rückkehrer, enthüllen die Gedenktafel im Spreewaldbad
FOTO: WEGNER

Nur die wenigsten kehrten aus Shanghai zurück

Vor 50 Jahren trafen 295 Juden wieder in Berlin ein

how - Es war der letzte Fleck der Erde, wohin Juden nach der Pogromnacht im November 1938 noch ohne Visum fliehen konnten: Shanghai. Rund 20 000 waren es, die sich in einem Viertel der „Internationalen Stadt“ mit ihren chinesischen Nachbarn drängten.

Eingetroffen so gut wie ohne Geld und Besitztümer und ohne Sprachkenntnisse, mußten viele auch dort Hunger leiden. Etliche erlagen dem tropischen Klima und seinen Krankheiten; 1943 richteten die japanischen Besatzer sogar ein Ghetto ein - Antisemitismus oder gar planmäßiger Vernichtung aber unterlagen sie nicht.

Etwa 2000 der Flüchtlinge stammten aus Berlin. Und wie die meisten Flüchtlinge nach Kriegsende nach Israel, Australien oder die USA weiterwanderten, so

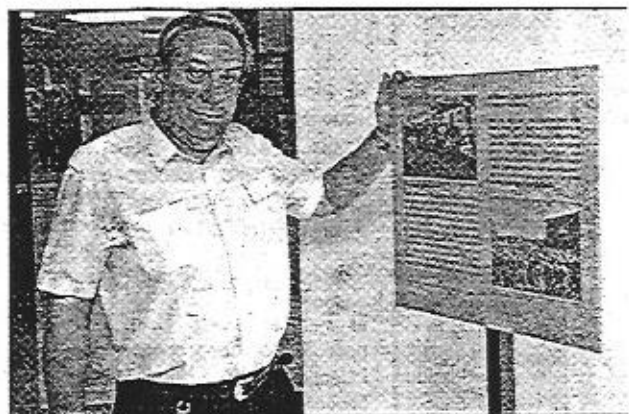
kehrten auch nur 500 Berliner in ihre Heimatstadt zurück - die größte Gruppe am 21. August 1947: 295 Männer, Frauen und - zum Teil in Shanghai geborene - Kinder.

Eine Gedenktafel zur Erinnerung daran wurde gestern im Beisein ehemaliger Shanghai-Emigranten im Eingangsbereich des Spreewaldbades enthüllt. Dort stand früher der Görlitzer Bahnhof, wo die Flüchtlinge eintrafen. Staatssekretärin Helga Korthaase (SPD) sagte, die Rückkehrer hätten einen wichtigen Beitrag zur Fortexistenz einer Berliner jüdischen Gemeinde geleistet.

Über das wenig bekannte Schicksal der Emigranten in Shanghai informiert unter dem Titel „Leben im Wartesaal“ noch bis Sonntag eine Ausstellung im Jüdischen Museum.

Die Welt
22. 8. 1997

AUS DEN BEZIRKEN



Peter Konicki neben der Gedenktafel im Spreewaldbad. Er kam 1947 als 12jähriger aus Shanghai zurück. Foto: Winterberg

KREUZBERG

Gedenktafel für jüdische Shanghai-Flüchtlinge enthüllt

■ Der Görlitzer Bahnhof am 21. August 1947: 295 Berliner Juden kehren aus ihrem Zufluchtsort Shanghai nach Berlin zurück - trotz der Erfahrung des Nazi-Terrors. Seit gestern erinnert eine Gedenktafel im Spreewaldbad, Wiener Straße 59 an dieses Ereignis.

„Die Rückkehr der Flüchtlinge trug dazu bei, jüdisches Leben in Berlin wieder zu ermöglichen“, erklärte Helga Korthaase, Staatssekretärin für Frauen, bei der Enthüllung. „Die Gedenktafel soll auch eine Mahnung sein, Flüchtlinge tolerant aufzunehmen“, fügte Christine Fischer-Defoy, Vorsitzende des Vereins „Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin“, hinzu.

18 000 Juden aus Mitteleuropa hatten nach 1933 in der chinesischen Metropole einen Zufluchtsort gefunden, mehr als 2000 kamen aus Berlin. Die meisten von ihnen gingen jedoch nach dem Krieg nach Israel, Australien oder in die USA. Einer derjenigen, die 1947 nach Berlin zurückkehrten, ist Peter Konicki. „Noch heute bin ich enttäuscht über den gedankenlosen Antisemitismus im Nachkriegsdeutschland“, sagt er.

Die Ausstellung „Leben im Wartesaal“ im Martin-Gropius-Bau, Stresemannstraße 110 informiert noch bis Sonntag über das Schicksal der Shanghai-Emigranten. Geöffnet: 10-20 Uhr. Am Sonntag um 11 Uhr erzählen dort Flüchtlinge aus ihren Erinnerungen.

Berliner
Morgenpost, 22. 8. 1997

Ein Leben im Wartesaal

● *Sie sind vor 50 Jahren, am 21. August 1947, in einer Gruppe von 295 zumeist jüdischen Emigranten aus Shanghai Exil nach Berlin zurückgekehrt. 1939 waren Sie am Hafen in Shanghai angekommen, ohne Koffer, im Besitz von nur zehn Mark. Während Sie auf hoher See waren, brach der 2. Weltkrieg aus. Was dachten Sie in dem Moment?*

Genia Nobel: Zuerst dachten wir nur, es ginge uns schlechter als allen anderen, weil wir unsere Koffer nicht hatten mitbringen können. Wir mußten »Hals über Kopf« fliehen, unser Schiff war das letzte, das vor dem Krieg noch auslief.

● *Viele deutsche Emigranten, die nach Shanghai gingen, waren wie Sie jüdischer Herkunft. Es gab dort jüdische Gemeinden ...*

Günter Nobel: Ja, die russisch-jüdische Gemeinde, und es gab die sephardischen Juden. Beide Gruppen hatten sich in Shanghai als Geschäftsleute und Immobilienbesitzer etabliert – das berühmteste Beispiel sind sicherlich die Sassoons. Unter den deutschen Emigranten waren aber nicht nur Juden, es waren Menschen aus unterschiedlichen weltanschaulichen und sozialen Kreisen, Wissenschaftler, Rechtsanwälte, Ärzte, Architekten, Kommunisten, Sozialdemokraten, bürgerliche Intellektuelle. Vielen deutschen Juden wurde erst durch Hitler ihr Judentum bewußt. Auch wir, Kommunisten, sind nun zu den Feiertagen in Gotteshäuser gegangen. Während der japanischen Okkupation ab 1937 waren wir alle zwangsweise Mitglieder der jüdischen Gemeinde.

● *Lebten Sie während des Krieges in-*

nerhalb der jüdischen Gemeinde besser als die Chinesen in Shanghai?

Genia Nobel: Noch heute habe ich die Bilder vor Augen: alte Männer und kleine Kinder, die, entkräftet vom Hunger, gezeichnet von Krankheit, auf den Straßen starben. Kaum, daß man die Leichen abgeholt hatte, lagen am nächsten Morgen die nächsten da. Es war schlimm. So schlecht auch unsere ökonomische Situation war – uns ging es besser. Wir wurden von den Chinesen als reich angesehen. Wir waren reich, weil wir noch ein Zimmer hatten und noch eine Schale Reis. Und Kleidung zum wechseln.

Günter Nobel: Im Gegensatz zur Masse der Chinesen waren wir wirklich noch in einer begnadeten Situation. Und ich muß sagen, wir waren stark berührt davon, wie anständig und freundlich die Chinesen zu uns waren – zu uns, die wir ihnen doch nichts brachten, ihnen nicht helfen konnten.

● *Wie war das mit der Exilkultur in Shanghai?*

Günter Nobel: Im nachhinein wird die Bedeutung der Shanghaier Exilkultur maßlos überschätzt – vielleicht gab es sie, aber wir haben davon wenig mitbekommen. Die Masse der Emigranten konnte es sich gar nicht erlauben, Theater oder Konzerte zu besuchen. Wir hatten völlig andere Sorgen. Ich weiß gar nicht mehr, ob wir jemals auf einer kulturellen Veranstaltung gewesen sind. Unsere »kulturelle Veranstaltung« war das Parteilehrjahr. 1939 erschien in der Sowjetunion gerade Stalins »Kurzer Lehrgang« zur Geschichte der KPdSU. Wir besaßen eine englischsprachige Erstausgabe. Anhand dieser hat ein Genosse,

der als Komintern-Vertreter in Shanghai und vorher Pressechef bei Tschang Kaishek gewesen war, uns politisch und ideologisch angeleitet. Er hatte mit der Vierten Armee, die damals um Shanghai stand, engste Verbindungen und ist später in Shandong gefallen.

● *Wieviele deutsche Kommunisten waren in Shanghai?*

Günter Nobel: 30 oder 40, die meisten waren bereits im KZ gewesen.

● *Auch Sie beide.*

Günter Nobel: Genia und ich sind 1936 von der Gestapo verhaftet und wegen »Vorbereitung von Hochverrat« zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden. Am 1. August 1939 wurden wir mit der Auflage entlassen, Deutschland zu verlassen. Als wir in diese Millionenstadt Shanghai kamen, da kannten wir keinen einzigen Menschen. Innerhalb von vier Wochen waren wir aber bei unseren Leuten.

● *Wie das?*

Günter Nobel: Ich sumnte eines Tages eine Melodie, ich glaube die »Internationale« – da wurde ich angesprochen.

● *Gab es bei Ihrer Ankunft schon eine organisierte Gruppe deutscher Kommunisten in Shanghai?*

Genia Nobel: Ja, ein kleiner Kern von 20 bis 30 Genossen, die sich von der illegalen Arbeit in Deutschland kannten. Um diesen engen Kreis herum gab es dann etliche Verbindungen zu Sympathisanten.

● *Hatten Sie in Shanghai die Möglichkeit, sich über das Geschehen in Deutsch-*

land und an den Fronten des Krieges zu informieren?

Genia Nobel: Es gab den sowjetischen Radiosender TASS, bei dem ich dann ja auch arbeitete und dessen Meldungen ins Chinesische, Deutsche und Englische übersetzt wurden.

Günter Nobel: Es gab damals ja ein Neutralitätsabkommen zwischen Japan und der Sowjetunion; deshalb konnte die Sowjetunion eine Sendestation und eigene Printmedien unterhalten. Die Nazis in der alten deutschen Kolonie in Shanghai hatten allerdings auch eine Zeitung und einen Sender.

● *1943 errichteten die japanischen Behörden in einem Stadtteil von Shanghai, in Hongkiu, ein Ghetto, in das alle Flüchtlinge umziehen mußten.*

Günter Nobel: Das Ghetto in Hongkiu war natürlich nicht vergleichbar mit den Ghettos in Osteuropa.

● *Sie haben unter den japanischen Besatzern keine Repressalien erlebt?*

Günter Nobel: Ich wurde eingesperrt – gut, das war aber meine eigene Schuld. Ich war damals ein bißchen jünger und ein bißchen frecher. Ich hatte mich in einen heftigen Disput mit einem weißrussischen Polizisten eingelassen. Wenn man eines Diebstahls oder Mordes beschuldigt wurde, dann kam man in der Regel nach 14 Tagen wieder frei. Aber nicht etwa aus Menschenliebe, sondern weil dieses Gefängnis mit typhusübertragenden Wanzen und Läusen verseucht war. Die Japaner haben Leute bewußt nur zwei Wochen eingesperrt, denn das war die Inkubationszeit. Danach wurde man entlassen und die Japaner konnten sagen: »Bei uns ist er noch gesund gewesen.« Ich kannte eine Reihe von Leuten, die sich in diesem Gefängnis Typhus geholt haben und daran kläglich gestorben sind.

Genia Nobel: Wir Emigranten haben uns angeboten, das Gefängnis zu desinfizieren; aber das wurde uns von den

Japanern verboten. Ich durfte meinem Mann frische Wäsche bringen. Damals glaubten alle, daß Kampferholz Läuse vertreibt. So legte ich Kampferstücke zwischen die Wäsche, aber die Japaner haben sie herausgenommen, bevor sie meinem Mann die Wäsche gaben.

● *Konnte man das Ghetto verlassen?*

Genia Nobel: Ja, wenn man eine Arbeitsstelle außerhalb des Ghettos hatte oder nachweisen konnte, daß man zu einem Arzt mußte oder ähnliches. Ich konnte mit meinem TASS-Ausweis überall hin, die anderen konnten eine Erlaubnis nur für bestimmte Straßen und eine bestimmte Zeit erwirken. Mein Mann konnte nur manchmal raus, er hat Eier verkauft – oder in einem anderen seiner unmöglichen Berufe gearbeitet.

● *Als der Krieg auch im Fernen Osten beendet war, entschlossen Sie sich, nach Deutschland zurückzukehren. Trafen diese Entscheidung alle deutschen Juden in Shanghai?*

Günter Nobel: Nein, die meisten sind nach Israel und in die USA gegangen, die wenigsten nach Deutschland, was ja auch zu verstehen war. Auch für uns war das nicht einfach, nachdem wir ja schon vorher erfahren haben, was im Namen Deutschlands geschehen war. Und es war für uns auch nicht einfach, in Deutschland wieder Fuß zu fassen.

Gespräch: Barbara Bruckmoser und
Stefanie Zschau

Genia Nobel (84) arbeitete nach ihrer Rückkehr beim Berliner Magistrat, später im »Neuen Deutschland«; Günter Nobel (84) trat in den diplomatischen Dienst und war zuletzt Handelsdelegationsleiter der DDR in Schweden.

Noch bis zum 24. August ist im Jüdischen Museum im Martin-Gropius-Bau in Berlin eine Ausstellung mit dem Titel »Exil in Shanghai 1938–1947« zu sehen. Am heutigen Freitag geht ein öffentliches Symposium zum Thema im Haus »Wannsee-Konferenz« in Berlin zu Ende.

Adrienne Woltersdorf / ASMUS HEß

Für die Kinder war es die Heimat für die Eltern nur ein Wartesaal

*Im chinesischen Exil überlebte Familie Konicki
den deutschen Rassenwahn.*

*Vor genau 50 Jahren kamen sie in einer Gruppe von
295 »Shanghaikindern« auf dem Görlitzer Bahnhof in Berlin an.
Warum kehrten sie nach Deutschland zurück?*

Eine Frage, die unbeantwortet bleiben wird



Familie Konicki im Februar 1948 in Shanghai

Wie stark kann die Sehnsucht eines Fritz Konicki nach Deutschland gewesen sein? Wie konnte er ein Land als Heimat empfinden, das ihn erst bis auf das letzte Hemd ausgezogen und schließlich ausgespien hatte wie Abschaum? Wie konnte er Menschen verzeihen, die es für richtig hielten, Juden wie ihn nach Auschwitz zu schicken? Peter, sein Sohn, hat nie verstanden, warum der Vater nach Deutschland zurückkehrte. Er hätte ein anderes Land gewählt. Doch als Familie Konicki 1947 in Berlin aus einem Güterwaggon stolpert, ist Peter gerade zwölf Jahre alt.

Ende der dreißiger Jahre flüchten die Konickis vor dem deutschen Rassenwahn nach China. Das Exil in Shanghai hat Fritz, seiner Frau und den Kindern Peter und Renate das Leben gerettet. Neun Jahre später kehren sie in das Land der Täter zurück. Mehrere Wochen dauert die Überfahrt mit dem amerikanischen Truppentransporter »Marine Lynx« nach Neapel. Von dort geht es weiter in Güterwaggons. Am 21. August 1947 kommen 295 »Shanghai-Länder«, wie sie sich nennen, auf dem Görlitzer Bahnhof in Berlin an. Bürgermeister Friedensburg begrüßt die »Brüder und Schwestern« und fordert zum Aufbau der zerstörten Heimat auf.

Woher kommt die Sehnsucht des Fritz Konicki nach Deutschland? 1897 in der Nähe von Bromberg geboren, wächst er im weltöffenen polnisch-deutschen Judentum auf. Die Familie ist wohlhabend: Landwirtschaft, eine Ziegelei, eine Essigfabrik und ein Gasthaus garantieren ein sorgenfreies Auskommen. Zur jüdischen Religion pflegen die Konickis eine förmliche Gleichgültigkeit. Nicht jedoch zum Vaterland. Man spricht Deutsch, ist kaisertreu und national. Nach der Jahrhundertwende zieht die Familie in die Reichshauptstadt Berlin. 1914 ist für den jungen Mann die Verteidigung des Vaterlandes Ehrensache. Er meldet sich freiwillig zum Kriegsdienst, beiläufig im Feld als Funker den Feind und wird für seinen tapferen Einsatz dekoriert.

Einundzwanzigjährig wird er Drogist und schließlich Handelsvertreter für Pharmaprodukte. Fritz ist ein »Verkaufstalent« und erarbeitet sich einen angenehmen Lebensstandard. Als er 1932 Hildegard Wachsmann, Christin und Tochter eines wohlhabenden Berliner Spirituosen-Händlers heiratet, wendet sich der streng gläubige Teil seiner Verwandtschaft vorwurfsvoll ab. Auch die Familie der Ehefrau akzeptiert nur mühsam den Juden. »1933« ignoriert Konicki, die Judenhatz versucht er zu verdrängen. Er fühlt sich als Deutscher. Einige seiner Kunden nehmen ihn, der nicht über seine Herkunft spricht, sogar zu SS-Veranstaltungen mit. »Er hat das alles unterschätzt und wollte wohl die Kunden nicht verlieren«, sagt sein Sohn heute.

Daß es Zeit wird zu fliehen, darauf kommt der Patriot erst, als es schon fast zu spät ist. »Fritz, du bist für den Verein nicht mehr tragbar.« muß sich Konicki, seit Jahren ehrenamtlicher Leiter der Fußballabteilung des VfB Pankow, von seinen Sportkameraden sagen lassen. »Innerhalb weniger Wochen entschied er sich zu gehen.« erzählt sein Sohn. Die nächstmögliche Schiffs-Passage bekommt der Vater nur, weil er es sich leisten kann, Erster Klasse zu buchen. Zehn Tage vor der »Reichskristallnacht« 1938 verläßt er Europa über Neapel. Das unfreiwillige Ziel heißt Shanghai. Seine Frau folgt ihm ein halbes Jahr später mit den Kindern.

In der knapp vier Millionen Einwohner zählenden Stadt leben Menschen fast aller Nationalität; sie ist ein Ort kolonialen Reichtums und bitterster Not, Opiumhöhle und Welthafen. Shanghai nimmt den Zustrom der verzweifeltsten Menschen aus Europa kaum wahr. Anders als etwa die Vereinigten Staaten, die die Aufnahme von Flüchtlingen über Monate hinauszögern, kann die unter französischer Verwaltung stehende »Internationale Niederlassung« in Shanghai ohne Paß, Visum oder Bürgschaft erreicht werden.

Nach Pogromen und der »Arisierung« jüdischen Besitzes in allen Teilen des Deutschen Reiches steigt im Sommer 1939 die Zahl der jüdischen Flüchtlinge in Shanghai sprunghaft an. Unterschlupf finden die meisten Emigranten im Stadtteil Hongkew. Selbst KZ-Häftlinge können zu diesem Zeitpunkt mit dem Nachweis einer Schiffs-Passage und der Verpflichtung zur sofortigen Ausreise aus Deutschland von ihren Angehörigen noch freigekauft werden.

Den wenigsten der insgesamt 18.000 Emigranten geht es anfangs so gut wie den Konickis. Kaum angekommen, gründet Fritz mit zwei Geschäftspartnern ein neues Unternehmen. Mit unerschütterlichem Fleiß stellt Konicki Hustensäfte und andere Medikamente her. In der Shanghai-Emigranten-Presse inseriert er seinen »Tussin-Syrup«. Die Ehefrau kann mit dem dreijährigen Peter und der nur einige Monate alten Renate im besseren französischen Bezirk Quartier beziehen. Das Baby betreut ein chinesisches Kindermädchen.

Fast alle Exilanten treffen in Shanghai mittellos ein. Verschiedene jüdische Komitees sorgen für Mahlzeiten und Unterkünfte. Die jüdischen Sassoons und Kadoories – reiche, alteingesessene Shanghai-Handelsfamilien unterstützen die Ankömmlinge. Innerhalb eines Jahres gelingt es, eine Infrastruktur für die dringendsten Bedürfnisse der Menschen zu schaffen. Schnell entsteht in Hongkew »Klein Berlin« und »Klein Wien«, ein europäisch geprägtes Armenviertel mit Geschäften, Schulen und Synagogen. Tausende kommen in Schlafsälen der jüdischen Hilfsorganisationen unter. Im Sommer quälen tropische Hitze und Regen, im Winter die nasse

Schnell entsteht in Hongkew »Klein Berlin« und »Klein Wien«, ein europäisch geprägtes Armenviertel mit Geschäften, Schulen und Synagogen

Kälte. Krankheiten wie Pocken, Typhus, Ruhr und Cholera wüten unter den Emigranten.

Familie Konicki lebt besser als viele andere Exilanten. Während der Vater rund um die Uhr arbeitet, besucht der Nachwuchs Kindergärten und Schulen.

Die Mutter organisiert das tägliche Leben, handelt mit chinesischen Frauen um Gemüse. Renate und Peter erinnern sich an Spaziergänge durch den Jessfield-Park, an Rikscha-Fahrten zur Schule, an Theateraufführungen und an Murnelspiele mit chinesischen Freunden. Shanghai ist für die Kinder Heimat, für die Eltern ein Wartesaal. Peter protestiert vergeblich, als die Familie die Stadt 1947 verläßt.

Ende 1941, mit Ausbruch des Krieges im Pazifik, besetzen die Japaner den bis zu diesem Zeitpunkt noch freien Teil von Shanghai. Die Situation der Flüchtlinge verschlechtert sich dramatisch, weil die so dringend benötigten amerikanischen Hilfslieferungen jetzt ausbleiben. Ein halbes Jahr später versucht die Gestapo, die japanischen Behörden von der Notwendigkeit der »Endlösung der Judenfrage« zu überzeugen. Doch die Besatzungsmacht schließt sich dem Vernichtungswillen der deutschen Verbündeten nicht an.

Dennoch richten die Japaner ab Februar 1943 ein Ghetto in Hongkew ein, in dem alle nach 1937 angekommenen Flüchtlinge untergebracht werden. Die Konickis erhalten ein einziges Zimmer in einem chinesischen Schulgebäude. Mittlerweile ist der Vater kein eigenständiger Unternehmer mehr. Chinesische Geldgeber haben ihn aus seinem kleinen Pharmaunternehmen verdrängt. Als »fliegender Händler« geht er von Tür zu Tür, um Stoffe zu verkaufen. Er bekommt die notwendigen Papiere, um das Ghetto zu verlassen. Immer noch leben die Konickis besser als die meisten anderen Flüchtlinge. Die Mehrheit von ihnen ernährt sich von einer Mahlzeit am Tag. Die Willkür der japanischen Militärbehörden und das ungesunde subtropische Klima machen dem Vater zu schaffen. Die Mutter hat Heimweh nach ihrer Familie, die Ehe der Eltern droht zu zerbrechen.

Die Kinder leben in einer anderen Welt. »Ich habe mich nicht eingeeignet gefühlt,« sagt Peter Konicki. Kinder können das Ghetto verlassen, überall und meist ohne Aufsicht spielen. Die Eltern stecken alle Kräfte in den täglichen Überlebenskampf. Die Kapitulation Japans bedeutet für die Ghettabewohner das

Fritz Konicki kommt nach Deutschland zurück, und alte Bekannte von früher begrüßen ihn, als sei er nur kurz um die Ecke zum Zigarettenholen gegangen: »Da ist der Fritz ja wieder.« Fritz Konicki sagt nichts. Schlechtes über seine Mitmenschen. Vor Entnazifizierungs-Kommissionen zeugt er für ehemalige Kunden und Bekannte. »Das, was passiert ist, hat er einfach nicht an sich rangelassen. Er hat diesen Gewaltakt gegen sich selbst verübt, weil er sonst aus der Bahn geworfen worden wäre.« Über Deutschland

will Fritz Konicki nicht mehr sprechen. Sein Sohn fragt ihn: »Warum Deutschland?« Die Mutter warnt: »Belaste deinen Vater nicht damit.« Wenn der Vater dann doch eine Antwort versucht, spricht er vom Schicksal. Der Sohn leidet darunter. Er hat ein inniges Verhältnis zum Vater. Die Eltern sind seine Heimat, das einzige, was ihm nach Shanghai geblieben ist.

»Ich bin mit Haut und Haaren enturzelt

Chance, sich zu verändern.« Er sagt: »Ich fühle mich im Ausland nun einmal wohler.« Sie antwortet: »Wenn ich so fühlen würde, dann hätte ich etwas verändert.« Er sagt: »Ich habe es mir nicht einfach gemacht.«

Seine Schwester ist nur drei Jahre jünger als Peter und hat in Deutschland eine Heimat gefunden. Ihr Mann war einer der ersten, mit dem sie über Shanghai, die Flucht, ihr Leben sprechen konnte. Als sie, neunjährig, das erste Mal eine deutsche Schule besucht, wird sie gefragt, woher sie kommt. Sie sagt, sie kommt aus Shanghai. Ihr Vater sei dort beruflich tätig gewesen. Daß er Jude ist, sagt sie nicht. Daß die Familie fliehen mußte, auch nicht. »Ich hatte das Gefühl, das niemandem erzählen zu können. Ich habe es

einfach nicht fertiggebracht, die Wahrheit zu sagen. Man hatte das Gefühl, in Deutschland nicht gelitten zu sein.«

Renate Guschke hat zwei Söhne. Sie sind mittlerweile erwachsen. Über Shanghai hat sie ihnen kaum etwas erzählt. Ihre Söhne haben auch nie viel gefragt. »Sie haben mein Schicksal zur Kenntnis genommen«, sagt sie. Sie scheint erleichtert, daß sie jetzt, fünf Jahrzehnte danach, von vielen Seiten aufgefordert wird, ausführlich zu berichten. Peter Konicki hat keine Kinder. Er hat auch nie geheiratet. Eigentlich will er, doch der Gedanke, daß sich sein Schwiegervater nach der Hochzeit als Nazi entpuppen könnte, steht ihm im Weg. »Zu einer Familie habe ich es nie gebracht. Woanders hätte ich es vielleicht riskiert, Kinder in die Welt zu setzen, hier in Deutschland aber nicht.« Dann sagt er wieder: »Ich habe es mir nie einfach gemacht.«

Die Ausstellung »Leben im Wartesaal. Exil in Shanghai 1938-1947« ist noch bis zum 24. August 1997 im Jüdischen Museum des Stadtmuseum Berlin, Martin-Gropius-Bau, zu sehen. Der Katalog kostet 19 DM.

Vom 20. bis zum 22. August findet in der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz ein Seminar zum Thema »Das Ende des Exils in Shanghai« statt. Veranstalter sind der Verein Aktives Museum, der Council on the Jewish Experience in Shanghai und die Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz. Informationen unter Tel.-Nr. 330/80 50 01-0

Für seine Kunden im Geschäft hat

Fritz Konicki eine »offizielle Meinung« über Deutschland parat: Das Ansehen des Landes wächst, wir leben im Wirtschaftswunderland



DAS BEWAHRTE UND ÄRZTLICH BESTENS EMPFOHLENE MITTEL GEGEN HUSTEN, KEUCHHUSTEN UND JEDLICHE ART VON ERKRANKUNGEN DER ATMUNGSORGANE IST

TUSSIN - SYRUP

Erhältlich in allen Apotheken

ERZEUGUNG UND VERTRIEB

„CHEMICO“

CHEMISCH PHARMAZEUTISCHE FABRIK
169 YUEN MING YUEN RD., ROOM 202, 207
TELEPHON 13254

In der Shanghaier
Emigranten-Presse
insetiert Fritz Konicki
seinen »Tussin-Syrup«

Ende der Demütigungen. Anfang September 1945 wird das Ghetto aufgelöst. In dieser Zeit dringen die ersten, noch teils widersprüchlichen Berichte über das Ausmaß des deutschen Mordens in den KZs nach Shanghai. Viele Juden nehmen die Neuigkeiten zunächst ungläubig, dann entsetzt auf. Die Konickis wollen trotzdem nach Berlin zurück.

Warum Deutschland? Warum in das Land der Täter? Eine für ihn nachvollziehbare Antwort hat Peter Konicki von seinem Vater nie bekommen. Sie kommen in Berlin an, und Peter Konicki spürt nun ganz deutlich, daß er Jude ist. »Ich bin nicht in die Heimat zurückgekommen, sondern in ein abstoßendes, völlig fremdes Land.« Abfällige Bemerkungen über Juden hört er überall.

Auf der Straße werden Judenwitze erzählt. Die Leute in Deutschland mögen keine Juden, stellt er schnell fest.

Renate sieht noch heute den Bruder ihrer Mutter, wie er über den Bahnsteig des Görlitzer Bahnhofs läuft, um sie zu begrüßen. Dieser Onkel sagt einige Wochen später, Deutschland hätte den Krieg gewinnen sollen. Das wäre besser gewesen. Das sagt er denen, die durch einen Zufall dem Holocaust entgangen sind. Diesen Satz wird Peter Konicki nie vergessen. Er weiß nicht, wie viele seiner entfernteren Verwandten in deutschen Konzentrationslagern umgekommen sind. »Es müssen zwischen acht und zehn gewesen sein.« Sein Vater hat nie versucht, das herauszufinden. Es wäre wohl zuviel für ihn gewesen.

worden.« Peter Konicki kommt nach Berlin und fühlt sich gelähmt. Er will weg, kann aber nicht. Ihm fehlt die Kraft. Seit damals denkt er darüber nach, Deutschland den Rücken zu kehren. Er hat es nicht fertiggebracht. »Ich wollte meinen Vater nicht aufgeben. Der repräsentierte für mich mit seiner Güte und seiner Moral das andere Deutschland.« Fritz Konicki ist vor drei Jahren gestorben.

Ein paar Jahre arbeitet der Vater erneut als Handelsvertreter für Pharmazeutika, später macht er eine Drogerie in Berlin-Tempelhof auf. Für seine Kunden im Geschäft hat Fritz Konicki eine »offizielle Meinung« über Deutschland parat: Das Ansehen des Landes wächst, wir leben im Wirtschaftswunderland.

»Vater hat Deutschland in gewisser Hinsicht geliebt«, sagt sein Sohn. Er selbst tut das keineswegs. »Ich bin kein Deutscher im Sinne meines Vaters. Ich bin ein im Ausland aufgewachsener Emigrant, der zwar angepaßt, aber immer im Widerspruch zu Deutschland gelebt hat.«

Seit 1945, sagt Konicki mit Verbitterung, habe sich am deutschen Antisemitismus nichts Grundlegendes verändert. Zögernd ergänzt er, daß die jetzige Generation langsam beginnt, sich damit auseinanderzusetzen. »Es beschäftigt mich sehr, daß die Deutschen nicht in der Lage sind, ihre Geschichte mit offenen Augen zu betrachten.« Seine Schwester Renate Guschke widerspricht ihm: »Mit deiner Einstellung gibst du niemandem eine

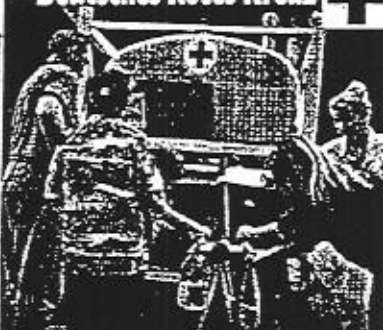
Über Deutschland will Fritz Konicki nicht mehr sprechen. Der Sohn leidet darunter. Die Eltern sind seine Heimat, das einzige, was ihm nach Shanghai geblieben ist

Danke,

liebe Spenderin, lieber Spender!

Ihr Beitrag für die Flutopfer an der Oder war ein **Freiwillig** auf diejenigen, die alles verloren haben. Dank Ihrer Spende und der überwältigenden Solidarität aller Deutschen werden die Hochwassergeschädigten nicht untergehen. Das verspricht Ihnen

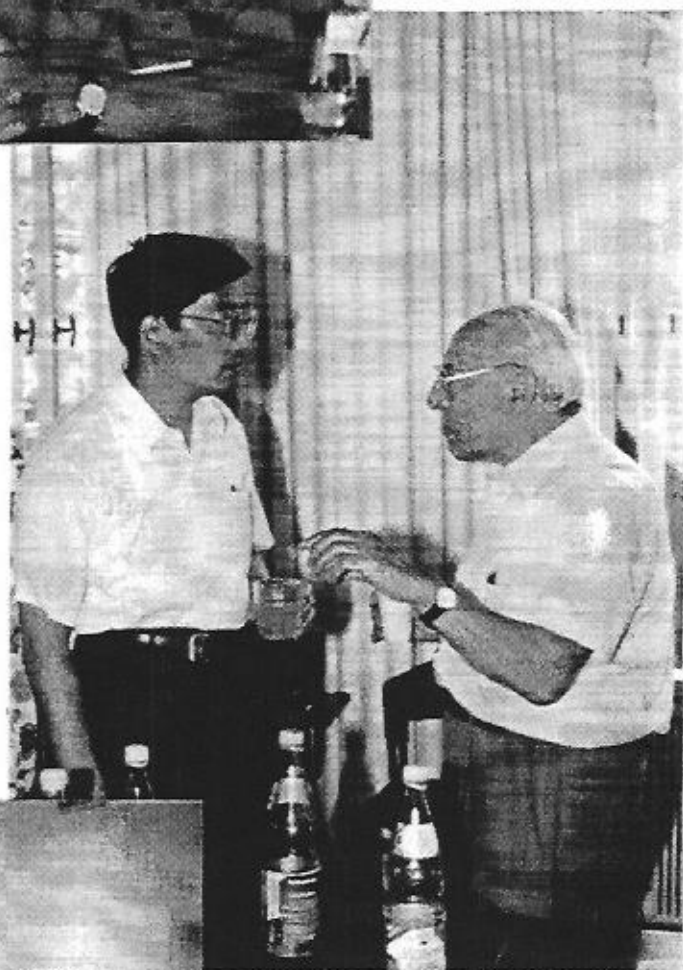
Ihr **Deutsches Rotes Kreuz** +



P.S. Für unsere **Nachbarn in Not**
ist die Kontonummer **414141**
bei der Deutschen Bank Bonn, BLZ 390 700 59
weiterhin der Garant für wasserdichte Hilfe.



Zeitzeugenbefragung: Horst Eisfelder, der von Berlin nach Shanghai und von dort nach Australien ausgewanderte befragt von Georg Armbrüster vom Aktiven Museum



Pan Guang, Historiker aus Shanghai im Gespräch mit Günter Nobel, einem der am 21. August 1947 aus Shanghai Zurückgekehrten



Nachmittags-Sitzung des Seminars, die Temperatur erinnerte an Shanghai

Autor:

Nach den Novemberpogromen von 1938 war es international schon lange eng geworden für Asylbewerber jüdischer Herkunft aus Deutschland oder Österreich. Die grundsätzlich aufnahmewilligen Länder hatten bereits hohe Hürden für Einreisewillige errichtet. Wer nicht über Beziehungen oder Kapital verfügte, konnte den Forderungen nach polizeilichen Führungszeugnissen, Visa, Kapitalnachweisen oder Einwanderungsquoten kaum genügen.

So verschlug es 18 000 Flüchtlinge vor dem NS-Regime um die halbe Welt, in die damals noch international kontrollierte Hafenstadt am ostchinesischen Meer, Shanghai. Einige der Überwiegend aus Deutschland und Österreich stammenden Juden hatte die Gestapo sogar zwangsausgewiesen wie den Sozialdemokraten Gustav Beutler, der als Verhafteter das Ausreiseschiff bestieg. Sein Sohn und seine Ehefrau mußten ihn dort erwarten. Der damals fünfjährige Martin Beutler erinnert sich:

O-Ton, TAKE I, Martin Beutler

"Für mich ist in Erinnerung erst mal die Tatsache, daß irgend etwas Ungeheures passiert ist; an die Überfahrt selbst habe ich wenig Erinnerungen außer einen Alptraum, eine Ermahnung der Erwachsenen, daß wir vorsichtig sein sollten, daß da Leute sind, die uns nichts Gutes anhaben wollen."

Autor:

Martin Beutler wird ein Kind des Shanghaier Ghetto's Hongkew. Armut, Hunger und Elend werden für ihn selbstverständliche Alltagserfahrungen. In einem kleinen Zimmer schläft er auf einer Bambusmatte bei dem Vater. Was er alles entbehrt, wird ihm eigentlich erst nach dem Krieg langsam bewußt.

O-Ton, TAKE II, Martin Beutler

"Als wir dann im August 1947 zurückkehrten nach Deutschland, wurden mein Vater und ich zunächst einmal in so einem kleinen Raum einquartiert, in dem ein Federbett stand, worin ich schlief. Das war für mich unbeschreiblich, fremdartig."

Autor:

In der Ausstellung 'Leben im Wartesaal' - Exil in Shanghai 1938 - 1947 im Jüdischen Museum des Stadtmuseums Berlin werden nicht nur solche Kinderschicksale wie das von Martin Beutler in Erinnerung gebracht. Anhand zahlreicher Details wird der Schrecken nachgezeichnet, der die Überwiegend der europäischen Mittelstand entstammenden Emigranten in der 6,5 Millionen Einwohner zählenden Hafenstadt erwartete. Der Mythos Shanghai, Paradies der Abenteurer mit seinen berüchtigten Opiumhöhlen, stellte sich für die Meisten

als Einbahnstraße in eine Bedürftigkeit heraus, die in Europa ihresgleichen kaum kannte. Finanzielle Hilfe aus Amerika sicherte gerade das Überleben. Hohe Luftfeuchtigkeit, Temperaturen von 43⁰ C im Sommer; im Winter Minusgrade in ungeheizten Wohnungen schwächten die ohnehin Ausgezehrten. Die kloakigen Wasserläufe der Stadt mit Ratten und Moskitos führten bei vielen zu Durchfall-erkrankungen, Malaria oder Typhus. Die Erinnerungen des politisch engagierten Theatermannes Alfred Dreifuß, wonach die Shanghai-Emigration vorwiegend eine kleinbürgerliche Emigration gewesen sei, wo keine große Literatur geschaffen, kein engagiertes politisches Exiltheater gespielt worden sei, eine Emigration am Rande eben, mögen denn auch im Großen und Ganzen der Wahrheit entsprechen und sind dennoch ein wenig ungerecht.
Martin Beutler über seine Kindheit im Ghetto:

O-Ton, TAKE III, Martin Beutler

"Hunger haben, weil die Hirse denn doch nicht das war ... Also es gehörte auch das dazu, was man heute Mundraub nennt, das haben wir betrieben, wenn wir auf den Märkten im chinesischen Viertel herumstöberten und dort etwas mitgehen ließen. Dann haben wir uns in unseren Höhlen verkrochen auf den Trümmergrundstücken, die infolge der japanischen Besatzung entstanden waren."

Autor:

Die Japaner erinnert Martin Beutler als unberechenbar brutal, doch richtete sich die willkürliche Gewalt gegen Chinesen wie Exilanten gleichermaßen. Antisemitismus lernte das Kind in Shanghai nicht kennen.
Den Sozialdemokraten Gustav Beutler zog es nach dem Krieg zurück nach

Autor:

Ein ehemaliger Mitstreiter hatte für ihn gebürgt, erinnert sein Sohn Martin.

O-Ton, TAKE IV, Martin Beutler

"Das war eine Figur, von der mein Vater gesagt hat: Das ist ein Bürger, für den es lohnt, ein neues Leben aufzubauen."

Rundfunksendung von David Dambitsch
22. 8. Deutschlandradio Berlin

Fernseh-Berichte gab es - meist am 21. 8. - in:
Tagesschau und Nachtmagazin (ARD), Abendschau (SFB 3),
Fernsehen aus Berlin, puls-tv, Spree-Kanal

Sehnsucht nach der Heimat

Vor 50 Jahren sind 295 jüdische Emigranten aus ihrem Exil in Shanghai nach Berlin zurückgekehrt — jetzt gab es ein Wiedersehen der „Shanghailänder“

Von Frank Junghänel

Es gibt Worte, deren Klang ein Mensch in seinem Leben nicht vergißt. Das müssen keine schicksalsschweren Worte sein. Meist sind es nebensächliche Bemerkungen, deren Melodie sich einprägt, und wenn diese Melodie erklingt, werden Erinnerungen geweckt, die viel tiefer reichen, als es Worte beschreiben könnten. Auf einmal sind Geräusche wieder da, Geräusche, Gesichter, Situationen. Eine im Gedächtnis versunkene Welt taucht auf.

Eigentlich kann Fred Freud aus New Jersey kein Wort russisch. Doch dann steht er an diesem Nachmittage in der Wannsee-Villa auf und deklariert in perfekter Betonung den Vorspann der Nachrichten von Radio TASS beim deutschsprachigen Dienst des Senders hat er sich ab 1943 über den Fortgang des Krieges in Europa informiert. Und als er die russischen Wörter aufsaugt, ziehen aus seiner Erinnerung die Gerüche des fauligen, braunen Flusses Whang Poo herauf, hört er die chinesischen Frauen auf der Straße über ihre Männer tratschen. Fred Freud lebte im Exil in Shanghai. Wie Günter Nobel, Egon Kornblum, Sonja Mühlberger und die anderen 18 000 jüdischen Emigranten, denen die fernöstliche Stadt eine Zuflucht vor den Nazis bot.

50 Jahre nach dem Ende ihres Exils im Fernen Osten treffen sich in diesen Tagen ehemalige „Shanghailänder“, wie sich selbst nennen, zu ei-

nem Symposium in der Berliner Wannsee-Villa. An jenem Ort, wo am 20. Januar 1942 auf der sogenannten Wannsee-Konferenz die Ausrottung ihrer Familien beschlossen wurde.

Lange Zeit galt Shanghai als „das vergessene Exil“. Erst die Ausstellung „Leben im Wartesaal“ und Ulfrike Ottersingers Film „Exit Shanghai“ richteten die Aufmerksamkeit auf dieses besondere Kapitel Emigrationsgeschichte. Im öffentlichen Bewußtsein spielte der Fluchort China kaum eine Rolle. Anders als in Mexiko, Moskau und Kalkatzen versammelten sich in Shanghai keine politischen oder kulturellen Eliten, die ihren Aufenthalt noch mehr oder weniger gezielt wählen konnten. Wer 1938/39 nach Shanghai flüchtete, tat es, weil es für ihn zu diesem Zeitpunkt die letzte Chance war, aus Deutschland herauszukommen. Es gab keine Wahl, sagt Günter Nobel: „Entweder Shanghai oder KZ.“

Für die unter internationaler Verwaltung stehende „offene Stadt“ benötigten die Flüchtlinge weder Einreisvisa noch Aufenthaltsgenehmigung. Alles, was sie brauchten, war eine Schiffspassage. Schwer genug, sie zu bekommen. Egon Kornblum aus Rathenow an der Havel war 21 Jahre alt, als er seine Heimatstadt verließ. Er ging allein. Um nichts in der Welt konnte er seine Eltern bewegen, ihn zu begleiten. „Mein Vater war so naiv, daß er noch 1941 die Schändung des jüdischen Friedhofs bei der Polizei meldete“, sagt Kornblum. Sei-

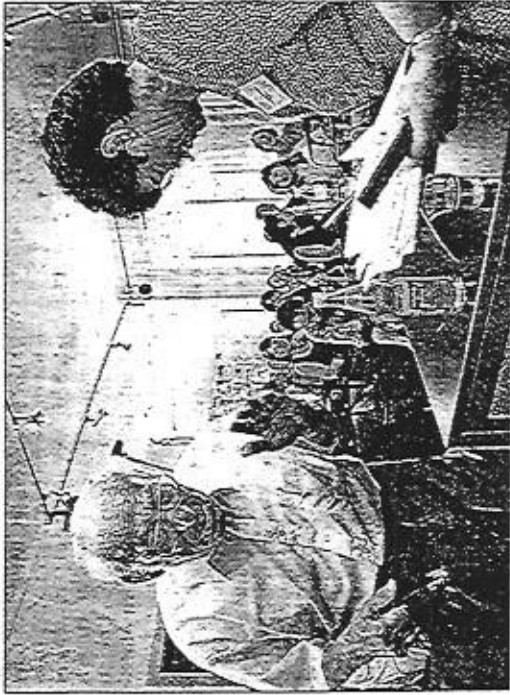
ne Eltern sind im Warschauer Ghetto umgekommen.

Kornblum gelang es, sich im Büro des Lloyd Triestino in der Straße Unter den Linden ein Ticket für die Überfahrt zu besorgen. Ende März 1938 bestieg er in Genua die „Bianca“, eines der letzten italienischen Schiffe, das Flüchtlinge nach Shanghai brachte. Mit an Bord waren damals auch die Eltern von Sonja Mühlberger. Ihr Vater Hermann Ktjop war in Frankfurt/Main nach der „Kilnallnacht“ verhaftet worden. Ihrer Mutter Ilse gelang es, die nötigen Papiere für die Ausreise zu beschaffen und ihren Mann aus dem KZ Dachau auszulösen. Zwei Tage lang wurde sie von der Gestapo festgehalten. „Was damals genau passierte, verschweigt meine Mutter bis heute“, sagt Sonja Mühlberger. „Ich bin dann wohl aus Freude über die Freilassung gezeugt worden“, meint die heute 58jährige. Geboren wurde Sonja Mühlberger am 26. Oktober 1939 in Shanghai.

Günter und Eugenia Nobel zählten zu den letzten, denen die Flucht aus Deutschland gelang. Zwei Wochen vor Kriegsausbruch überquerten sie im August 1939 bei Basel zu Fuß die Grenze. Tage zuvor waren sie aus dem Zuchtthaus entlassen worden, wo sie wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ drei Jahre lang einsaßen. Die Nobels hatten nach der Machtergreifung der Nazis im kommunistischen Widerstand gearbeitet und kamen nur unter der Bedingung frei, das Land sofort zu verlassen.

So unterschiedlich die soziale und politische Herkunft der Exilanten war, so verschieden sind heute ihre Erinnerungen an Shanghai. Kornblum fühlte sich in der fremden Stadt „völlig vereinsamt“. Er lebte lange Zeit in Massenunterkünften mit bis zu 74 Doppelstockbetten pro Raum, er litt an Tropenkrankheiten, er hatte Hunger, er war verzweifelt. „Ich habe auf der Straße gegessen, gebettelt und gestohlen.“ Halt fand er erst Jahre nach seiner Ankunft in Shanghai, als er Mitte der 40er Jahre eine

zionistische Kindergruppe leitete. Sonja Mühlberger und Günter Nobel denken an die „Shanghailänder“ als solidarische Gemeinschaft zurück, in der trotz aller Schwierigkeiten ein reiches kulturelles, politisches und gesellschaftliches Leben gepflegt wurde. Es gab deutschsprachige Zeitungen, Radiosender und Theateraufführungen. Leute haben Geschäfte gemacht, es wurden Konditoreien und Cafés betrieben. Wer einen Job hatte, konnte leben, für die anderen war es grausam.



Günter Nobel und Sonja Mühlberger in der Wannsee-Villa. Foto: Ponizak

Bleiben wollte niemand. Sie haben sich nach dem Ende des Pazifikkrieges in alle Himmelsrichtungen verstreut. Viele gingen nach Palästina, die USA und nach Australien. Nur rund 500 Flüchtlinge sind nach Deutschland zurückgekehrt.

295 von ihnen erreichten am 2. August 1947 im „Sonderzug“ nach Neapel — er bestand aus Güterwagen Göblitzer Bahnhofs Stadtbereich Kreuzberg Bürgermeisters Ferdinand Friedensburg begrüßte Heimkehrer als „unsere jüdischen Freunde“. Für die Exilanten war eine schmerzhaft Rückkehr. Ihre deutschen Freunde waren tot.

Zu jenen, die vor 50 Jahren nach Berlin kamen, gehörten auch die Nobels. „Wir hätten in China bleiben können“, sagte Eugenia Nobel beim Sehnsucht nach der Heimat gehabt.“ Günter Nobel arbeitete später im diplomatischen Dienst der DDR seine Frau bei der SED-Zeitschrift „Einheit“. Sonja Mühlberger arbeitete ebenfalls in Ostberlin ihr Zuhause wurde Lehrerin. Egon Kornblum ist 1948 in die USA ausgewandert, später nach Israel weitergezogen, vor er sich 1958 in Essen ansiedelte. Fred Freud ist froh, in den USA zu sein, „es ist mein Land“.

„Kennst du dieses Lied?“ fragt Sonja Mühlberger in einer Konferenz Pause ihre Nachbarin. Sie stimmt nicht chinesischen Kinderreim an. Sie singt, deren Klang ein Mensch in seinem Leben nicht vergißt.

Der letzte Ort der Welt

Familientreffen: Symposium im Haus der Wannsee-Konferenz über das jüdische Exil in Shanghai

VON GERWIN KLINGER

Der Beginn des Symposiums verzögert sich, weil der Hausherr noch aus dem Fahrstuhl befreit werden muß: Gerade hatte Norbert Kampe einem Gast erklärt, daß mit diesem museumsreifen Stück vielleicht schon Heydrich und Eichmann gefahren waren, als in der Wannsee-Villa die Vernichtung der europäischen Juden beschlossen wurde. Eingesperrt in unheimlicher Nähe zu den Strategen der Vernichtung, schließlich doch gerettet – als habe die Tagung, die denen gilt, die dem Holocaust in letzter Minute durch das Exil in Shanghai entgingen, unversehens ihre Metapher gefunden. Der Gastgeber erzählt von seinem unfreiwilligen Abenteuer, da gibt es zustimmendes Kopfnicken, Aufatmen: Die ambivalente Spannung des Ortes, der sich von seiner bezauberndsten Seite zeigt, zum Wohlfühlen einlädt und dennoch etwas Beklemmendes hat, ist abgemildert. Was nun beginnt, mutet an wie ein großes Familientreffen. Shanghai ist der verbindende Bezugspunkt: für die oft von weit her angereisten „Shanghailänder“, die – als jüdische Flüchtlinge oder als dort geborene Kinder des Exils – mit ihrer Lebensgeschichte an dieser Stadt hängen; ebenso für die Sinologen und Historiker mit ihrem wissenschaftlichen Zugang. *Oral history* sucht hier nicht die Kontroverse; meist bemüht sich jeder, der erzählt, sein Erinnerungsstück an der richtigen Mosaik-Stelle einzupassen. Gemeinsame Bekannte, von denen man nichts ahnte, werden entdeckt, alte Plätze rückblickend aufgesucht, Fotos und Erinnerungstexten gezeigt. Begebenheiten rekonstruiert. Fotos an einer Pinwand zeigen Unbekannte: vielleicht erkennt sie jemand doch in diesen drei Tagen.

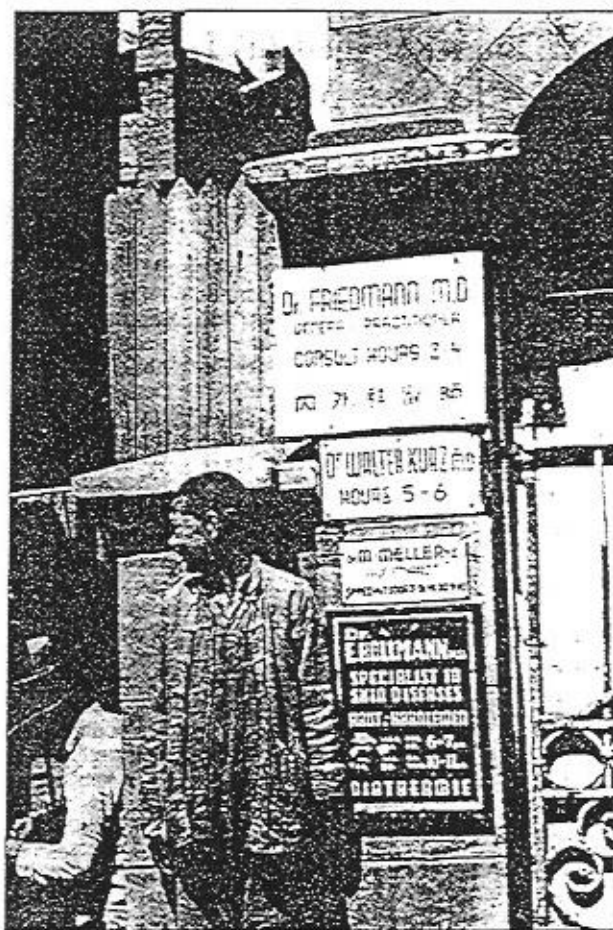
Sichtbar wird im Laufe des Symposiums die Geschichte des Exils in Shanghai: Für deutsche und österreichische Juden war die südchinesische Metropole „der letzte Ort der Welt“: Er stand in der Rangliste der Fluchtziele ganz unten, „war gleichbedeutend mit Kriminalität, Prostitution, Bestechlichkeit, Krankheit, Elend. Andererseits war Shanghai die letzte offene Stadt, im einfachen Transit noch erreichbar, als sich sonst überall die Tore schlossen und Einreisestriktionen erlassen wurden. Nach Shanghai ging, wem die USA oder die Schweiz versperrt waren, weil er ohne Visum, ohne Nachweis von Vermögen, ohne Arbeitserlaubnis, ohne Bürgerschaft war: das Exil der kleinen Leute. Nach dem November-Pogrom 1938 schnellte die Zahl der Emigranten hoch, 14 000 Flüchtlinge – zumeist Juden aus Deutschland und Österreich – trafen bis Kriegsbeginn ein, 1941 waren es 17 000. Damals war es einigen noch möglich, mit einem Ausreiseversprechen oder durch Vorlage einer Schiffspassage aus dem KZ entlassen zu werden. Die meisten kamen über Triest oder Genua, andere durch die Sowjetunion über Wladiwostok; auch die Gestapo setzte Schiffe für ausreisende Juden ein.

Shanghai war damals dreigeteilt: in die chinesische Stadt, das *International Settlement* und die *French Concession*. In letzteren beiden fanden sich internationale Handelsniederlassungen und staatliche Vertre-

tungen, hier lebten eine Million Briten, Amerikaner, Franzosen, Deutsche, Russen, Japaner. Internationale Hilfsorganisationen und alteingesessene, vermögende Shanghai-Juden kümmerten sich um die mittellosen Flüchtlinge. Anfangs wurden diese privat untergebracht, später in Massenunterkünften. „Da gab es keine Intimität, man konnte das Bett allenfalls mit zwei Decken verhängen,“ erinnert sich der heute in Berlin lebende Günther Nobel.

Als der Flüchtlingsstrom die finanziellen Mittel überforderte, gab es selbst seitens der Shanghai-Juden Versuche, auch diese Tür zu schließen. Jüdisches Leben entstand mit Synagogen, Schulen und Zeitungen, Geschäften und Restaurants, Ärzten und Anwälten. Nach dem Überfall auf Pearl Harbor übernahm das japanische Militär das Kommando. Die Lage der Juden verschlechterte sich, weil nun die USA ihre Hilfsleistungen einstellen. Auf Druck der Nazis errichteten die Japaner 1943 im Slum von Hongkew ein Ghetto. Das war die Zeit von *Little Berlin* und *Little Vienna*, von Notspeisungen, von verschmutztem Wasser und Ungeziefer; von Seuchen und Hunger, wie Sonja Mühlberger, Horst Eisenfelder und Egon Kornblum während des Symposiums berichten. Immer wiederholt sich der Satz: „Nur weil ich dort war, kann ich jetzt hier sein.“ Am 20. Oktober 1947 kehrten 295 Shanghai-Länder nach Berlin zurück. Noch im März 1946 hatten 3540 Juden die Repatriierung beantragt, ein Jahr später waren es nur noch 1300. Die Berichte aus Deutschland, über den Holocaust und die Zerstörungen, waren zu deprimierend. Die meisten gingen in die USA oder nach Israel.

Oral history: das ist auch der Freudsche Dreischritt von Erinnern – Wiederholen – Durcharbeiten. Erinnern, damit keine Mythen entstehen: Da möchte ein deutscher Besucher befriedigt festhalten, daß die Misere der Auswanderung nicht den nazi-deutschen Stellen anzulasten ist, sondern den Aufnahmeländern. Ihm wird berichtet von bürokratischen Schikanen, denen die Juden in Deutschland ausgesetzt waren. Unzählige Bescheinigungen waren beizubringen: über Schuldenfreiheit, gute Führung, Flüchtlingssteuer und, obwohl lange kein Jude mehr studieren durfte, die Begleichung der Studiengebühren. Bis auf 9,85 Reichsmark in bar



EXIL DER KLEINEN LEUTE: Chinese vor einer Praxis jüdischer Ärzte, Shanghai 1940. Die Mediziner teilten sich den Behandlungsraum – die Öffnungszeiten überschneiden sich nicht. Foto: Katalog

wurden die Auswanderer ausgeplündert. Erinnern: wie es wirklich war; etwa daß es unter den Verfolgten nicht nur solidarisch zugeht, Koffer oder Mantel mußten stets bewacht werden, es gab Diebstahl, Betrugerei. Wiederholen: Umzugehen ist mit Gefühlen von damals. Schmerz, Angst, Scham sind zu spüren, wenn von Verlust und Krankheit, von Unrat und Ungeziefer oder von demütigenden Kuli-Arbeiten die Rede ist. Auch das reflexhafte Wiederholen der alten Fraktionslogik hat seinen Platz: Günther Nobel, damals engagierter Kommunist, lobt den sowjetischen Sender als einzige verfügbare politische Informationsquelle. „Wir haben BBC gehört!“, hält ihm Egon Kornblum entgegen, der zur zionistischen Jugendbewegung gehörte. Durcharbeiten, die Verhältnisse am individuellen Schicksal entziffern: Der Historiker Steve Hochstadt aus Maine fragt, welche „bestimmte Auswahl von Juden nach Shanghai ging“. Geld war nötig, um die Schiffspassage zu bezahlen; intakte Familien waren gefordert, in denen Ehefrauen oder Verwandte die Papiere für die Männer im KZ besorgten. Oft hing die Passage von „Zufällen“ ab wie einem wohlgesonnenen Schulfreund im Reederei-Büro. Durcharbeiten heißt auch: wie Gunter Nobel eine vergleichende Linie vom offenen Geist der hilfsbereiten Shanghai-Bürgerschaft zur heutigen Asylpolitik zu ziehen.



Astrid Freyeisen,
Historikerin aus Würzburg,
sprach über die anderen Deutschen in
Shanghai: Kaufleute, Diplomaten und
ihre Beziehungen zu den Flüchtlingen
und zu Nazi-Deutschland

Foto: Peter Krips



Foto: Steve Hochstadt

Am Abend des 21. August: Festliches Abendessen im Garten der Gedenk- und Bildungsstätte
Haus der Wannsee-Konferenz

Eine Schale Reis am Tag hieß Reichtum

Das jüdische Ehepaar Nobel erinnert sich an das Exil in der chinesischen Stadt Shanghai

Genia und Günter Nobel, beide 84 Jahre alt, gehörten zur ersten Gruppe von 295 Juden, die im August 1937 aus dem Exil in Shanghai nach Berlin zurückkehrten. Seit Ende 1938 war die südkinesische Hafenstadt weltweit der letzte Ort, der mittellosen Juden noch Rettung vor den Nazis bot. Heute gehören die Nobels zu den rund 50 noch lebenden Shanghai-Flüchtlingen, die dort bereits als Erwachsene ankamen. Am Rande des Symposiums, das Ende letzter Woche zum Exil in Shanghai stattfand, sprachen Barbara Bruckmöser und Stefanie Zschau mit dem Berliner Ehepaar.

WELT: Als Sie 1939 in Shanghai eintrafen, besaßen Sie noch zwei Handkoffer und 9,75 Mark. Was empfanden Sie bei der Ankunft?

Genia Nobel: Zuerst dachten wir, es ginge uns schlechter als allen anderen, weil wir unsere Koffer nicht mitgenommen hatten. Wir hätten in Italien zwei Tage auf sie warten müssen. Im nachhinein war das unsere Rettung: Unser Schiff brach noch nach Shanghai auslief.

WELT: Dort angekommen, trafen die Emigranten auf bereits bestehende jüdische Gemeinden. Wie war das Verhältnis zwischen diesen und den Neuankömmlingen?

Günter Nobel: Da gab es einerseits die alteingesessenen sephardischen Juden, die schon 100 Jahre vorher gekommen waren und sich als Geschäftsleute und Immobilienbesitzer etabliert hatten – am berühmtesten die Familie Sassoon. Zum anderen gab es eine russisch-jüdische Gemeinde, die sich nach der Oktober-Revolution gebildet hatte. Ab 1933 begann dann die deutsche Emigration, wobei das zu Anfang noch relativ wenige Leute waren. Der Großteil der Emigranten kam erst 1938/39, am Ende waren es über 17 000. Vielen von ihnen war ihr Judentum erst unter Hitler bewusst geworden. Trotzdem waren

wir während der japanischen Okkupation zwangsweltweit alle Mitglieder der jüdischen Gemeinde. Aber Beziehungen gab es nur insofern, als die irakische und die russische Gemeinde genötigt waren, die Emigranten zu unterstützen und materielle Hilfe zu leisten. Sonst gab es keine großen Kontakte.

WELT: Ihre Lebensbedingungen waren immer noch besser als die Ihrer chinesischen Nachbarn?

Genia Nobel: Ich habe heute noch vor Augen, wie alte Männer oder junge Kinder auf den Straßen lagen, dort gestorben und abgeholt worden sind, und am nächsten Morgen lagen die nächsten da. So schlecht unsere ökonomische Situation auch war – von der Masse der Chinesen wurden wir zurecht als reich angesehen. Reich, weil wir noch ein Zimmer hatten und die tägliche Schale Reis. Und Kleidung zum Wechseln, die meisten Chinesen mußten ihre Sachen auch im Winter nach dem Waschen naß wieder anziehen.

Günter Nobel: Und in all dieser Zeit haben die Chinesen sich uns gegenüber sehr anständig verhalten. Sie waren so freundlich zu uns, die wir ihnen nichts gebracht und nichts genutzt haben.

WELT: Hat sich trotz der Umstände unter den Emigranten so etwas wie kulturelles Leben entwickelt?

Günter Nobel: Im nachhinein wird die Bedeutung der Shanghai-



Die Berliner Genia und Günter Nobel, beide 84, konnten mit dem letzten Schiff vor Kriegsausbruch aus Europa fliehen

FOTO: TP

Exilkultur maßlos überschätzt. Unter solchen materiellen Bedingungen konnte sich die große Masse der Emigranten gar nicht erlauben, Theater zu besuchen. Wir hatten völlig andere Sorgen. Ich weiß nicht, ob wir jemals auf einer kulturellen Veranstaltung gewesen sind. Unsere persönliche kulturelle Veranstaltung bestand darin, unser Parteilehrjahr zu absolvieren.

WELT: Sie blieben auch in Shanghai aktive Kommunisten?

Günter Nobel: Wir waren etwa 30 oder 40 Leute, und es war erstaunlich, in wie kurzer Zeit sich diese Leute gefunden haben. Wir kannten in dieser Millionenstadt keinen Menschen, und trotzdem waren wir innerhalb von vier Wochen mit unsuren Leuten zusammen.

WELT: Konnten Sie sich über den Kriegsverlauf informieren?

Genia Nobel: Ich arbeitete für die

Günter Nobel: Das Ghetto war mit den osteuropäischen nicht vergleichbar. Es herrschten schlimme materielle und hygienische Bedingungen, aber unser Ghetto war nicht von vornherein auf Vernichtung angelegt. Die Japaner haben auch nicht von „Juden“ gesprochen, sondern von mitteleuropäischen Emigranten; und das war nicht nur eine Formalität. Aber wie die Japaner mit den Chinesen umgegangen sind, war unermesslich. Obwohl man natürlich unterscheiden muß zwischen den militäristischen Japanern und den normalen. Als wir ins Ghetto ziehen mußten, haben Japaner unser Haus übernommen, aber wir konnten noch kurze Zeit wohnen bleiben. Diese Japaner waren anständige, sehr freundliche Leute. Das ist das eine Beispiel. Das andere ist: Ich wurde eingesperrt – meine Schuld, ich war damals ein bißchen jünger und frecher – nach einem Disput mit einem weißrussischen Polizisten. Wenn man nicht eine richtige Straftat begangen hätte, kam man in der Regel nur 14 Tage in das Gefängnis Wayside Road. Aber nicht etwa aus Menschlichkeit – sondern weil dieses Gefängnis mit typhusübertragenden Läusen ver- sucht war. Die Japaner haben Leute dort bewußt nur zwei Wochen eingesperrt, weil das die Inkubationszeit für Typhus ist. Dann konnten sie sagen: „Bei uns war er noch gesund.“ Ich kannte einige, die sich in diesem Knast infiziert haben und kläglich gestorben sind.

Genia Nobel: Obwohl die jüdische Gemeinde angeboten hat, das Gefängnis zu desinfizieren, wurde das von den Japanern verboten. Man sagt, daß etwa zehn Prozent der Emigranten in Shanghai an Krankheiten gestorben sind. Und bis heute ist noch keine Entschuldigung von der japanischen Regierung zu hören gewesen. Das ist ein Kapitel, das noch nicht aufgearbeitet ist.

sowjetische Radiostation TASS, die aufgrund eines Neutralitätsvertrages mit Japan senden durfte und deren Programm auch ins Deutsche übersetzt wurde. Das war insofern wichtig, weil viele Emigranten in den ersten Jahren kein Englisch verstanden. 1944 mußte dann auch TASS zumachen. Vorher aber war das eine wunderbare Möglichkeit für uns.

WELT: Wie haben sich die japanischen Besatzer den Juden gegenüber verhalten?

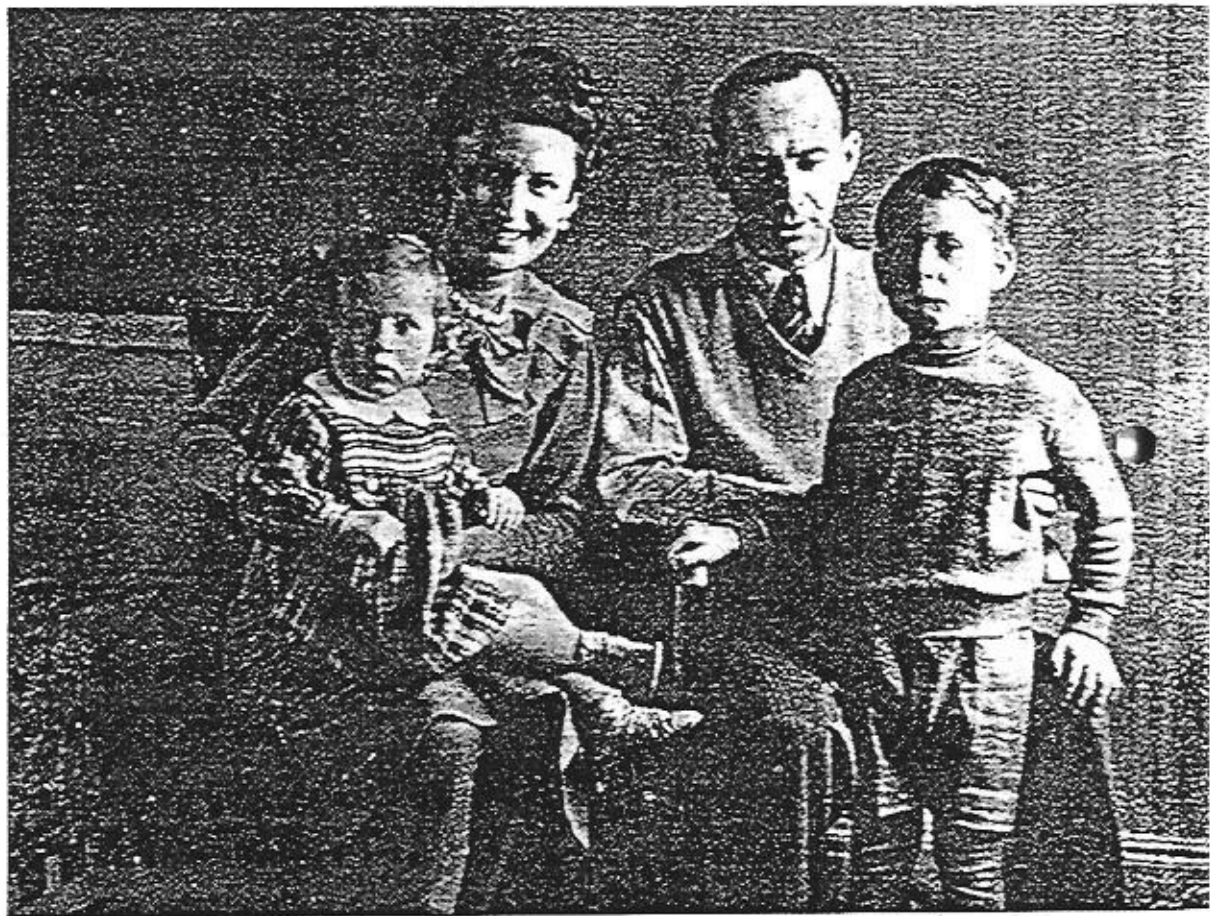
Günter Nobel: Die Japaner haben den Einfluß des sogenannten Weltjudentums maßlos überschätzt. Darum haben sie auch versucht, Kompromisse einzugehen. Sie hatten zwar keine rassischen Vorurteile uns gegenüber, standen aber unter zunehmendem Druck der deutschen Regierung.

WELT: Es war wohl auch dieser Druck, weswegen die japanischen Behörden 1943 im Stadtteil Hongkieu ein Ghetto errichteten. Dort mußten alle Flüchtlinge umziehen und durften das Viertel nur ausnahmsweise verlassen.

Genia Nobel: Nur dann, wenn wir außerhalb Arbeit hatten, zu einem Arzt mußten oder ähnliches. Ich konnte mit meinem TASS-Ausweis überall hin, für die anderen gab es lediglich eine Erlaubnis für bestimmte Straßen. Mein Mann konnte nur manchmal raus, er hat seine Eier verkauft oder in einem anderen seiner unmöglichen Berufe gearbeitet.

Ghetto ohne Stacheldrahtzaun

Vor 50 Jahren kehrten ins Exil nach China geflüchtete deutsche Juden zurück



Familie Konicki (Foto von 1940) hatte Ende der dreißiger Jahre Deutschland verlassen. Sie überlebte im chinesischen Exil den deutschen Rassenwahn und kehrte vor 50 Jahren mit einer Gruppe „Shanghaiänder“ zurück.

Foto: Arc

Von dpa-Korrespondentin
Imke Hendrich

Hamburg. Wolkenschwaden hüllen die geschwungenen Dächer in düsteres Grau. Erschöpft kämpft sich ein Rikschafahrer durch die überfluteten Straßen Schanghais. Die amerikanische Dame im Gefährt schützt ein Regenschirm – das Elend um sie herum will sie nicht sehen. Die chinesische Hafenstadt 1937: Ein Schmelztiegel, in dem Menschen aus aller Welt zusammenleben, viele notgedrungen und unter katastrophalen Lebensbedingungen. Für rund 18 000 Juden aus Deutschland und Österreich wurde Schanghai zum einzig gebliebenen rettenden Hafen. Hier benötigten sie keine Pässe oder Einreisevisa. Vor 50 Jahren im August wurden die ersten 295 heimkehrenden „Shanghailänder“ dann am Görlitzer Bahnhof in Berlin empfangen.

Weit weg vom Ozean

Als die Flüchtlinge einst vor der Reise ins Exil – meist in aller Eile – ihre Sachen packen mußten, wußten sie nicht, was sie erwartete. Wer hatte schon von diesem exotischen Schanghai gehört? „Im Schulatlas sah es wie eine Küstenstadt aus. So besorgten wir uns Badesachen und freuten uns auf schöne Tage am Strand“, erzählt Horst Eisfelder. Zwar heißt Schanghai „über dem Meer“, aber der Ozean ist doch mehrere Schiffsstunden entfernt. Auch die vagen Ideen von traditionellen Bambushütten in Schanghai, die auf chinesischem Teegeschirr abgebildet waren, erwiesen sich als falsch.

Die meisten Juden, die zwischen 1937 und 1941 in der Metropole eintrafen, kamen zunächst in Heimen unter, in denen Menschenmassen auf engstem Raum zusammengepfercht ohne sanitäre Anlagen leben mußten. „Statt dessen gab es einen Kübel. Weil der so ekelerregend war, habe ich mich einmal draufgestellt und bin dann umgekippt“, erzählt Martin Beutler, der als Vierjähriger nach China kam. Wer etwas Geld mitbrachte, suchte sich ein Zimmer. Auch Beutler konnte bald umziehen: „Wir hatten wenige Quadratmeter. Ich schlief auf einer Rattanliege, mein Vater auf Obstkisten.“ Beutler verdrängte lange seine entbehrensreiche Zeit, wollte sich nicht mehr erinnern.

„Schanghai – das war für uns Hunger und Dreck, Armut und Krankheit. Dennoch, als wir dem

Nazi-Terror entkommen waren, erschien es uns wie ein Paradies“, formulierte einmal ein Exilant.

„Man hatte sein Leben gerettet“, sagt Günter Nobel, der 1939 mit seiner Ehefrau nach Schanghai kam. „Es war mein Überlebenshafen, auch wenn es verlorene Jahre waren“, meint auch Rabbiner Ernst Stein, der 1940 in China eintraf. Aber: Die grausamen Arme des Hitler-Regimes reichten bis ins Reich der Mitte. Die Gestapo verlangte von den japanischen Besatzern, die über Schanghai herrschten, auch dort die „Endlösung“ umzusetzen.

Wieder isoliert

Diesen Vernichtungsplänen wollten sich die Japaner zwar nicht anschließen, aber unter dem deutschen Druck zwangen sie im Februar 1943 alle nach 1937 eingereisten Juden, sich im Bezirk Hongkew niederzulassen. Dort errichteten sie ein Ghetto ohne Stacheldrahtzäune oder Wachtürme. Da jedoch die Chinesen, die im ärmlichen Hongkew wohnten, ihren Bezirk nicht verlas-

sen wollten, lebten die Juden nicht isoliert. „Aber nur selten bin ich mit den chinesischen Kindern rumgestromert auf der Suche nach Essen“, erzählt Beutler. Meist habe er mit Europäern in den Ruinen des im chinesisch-japanischen Krieg 1936/37 zerstörten Bezirks gespielt.

Innerhalb der – unter den damals 6,5 Millionen Einwohnern Schanghais – relativ kleinen jüdischen Gemeinde hatte sich schon vor der Ghetto-Zeit ein reges kulturelles Leben entwickelt. „Was das Geistige anbetrifft, waren wir gut versorgt“, meint Rabbiner Stein. In den als „Klein Berlin“ und „Klein Wien“ bekanntgewordenen Gebieten entstanden mit den wenigen vorhandenen Mitteln Konditoreien und Cafés, Zeitungen wurden ins Leben gerufen, und Theateraufführungen, Konzerte sowie Kabaretts verschönten den trüben Alltag der Exilanten. „Allerdings war das ewige Eintopfen nicht sehr anregend für die Muse“, sagte einmal der Theatermacher Alfred Dreifuß.

„Hirse, Hirse, Hirse“, etwas anderes habe es selten bei ihm zu Hause

gegeben, sagt Beutler. Die meisten Exilanten wurden in Gemeinschaftsküchen von jüdischen Hilfsorganisationen mit einer warmen Mahlzeit am Tag versorgt. Nicht nur in Schanghai bedeutete das Kriegsende – hier das des Pazifik-Krieges im Spätsommer 1945 – ein Ende der größten Entbehrungen: „Kaugummi, Büchsenverpflegungen, Schokolade, Comics und US-Filme waren bald das Maß für uns Kinder“, erzählt Beutler.

Rückkehr – aber wohin?

Schnell war das Thema „Rückkehr“ in aller Munde. Aber wohin? USA, Palästina – da wollten die meisten „Shanghaier“ hin. Unverständnis ernteten diejenigen, die es in das Land zog, wo Millionen Juden ermordet worden waren. So gingen nur 650 deutsche und österreichische Rückkehrer im Juli 1947 an Bord des ersten Schiffes. Als 295 von ihnen wenige Wochen später am Görlitzer Bahnhof eintrafen, hatte das „Leben im Wartesaal“ Schanghai für sie endlich ein Ende.

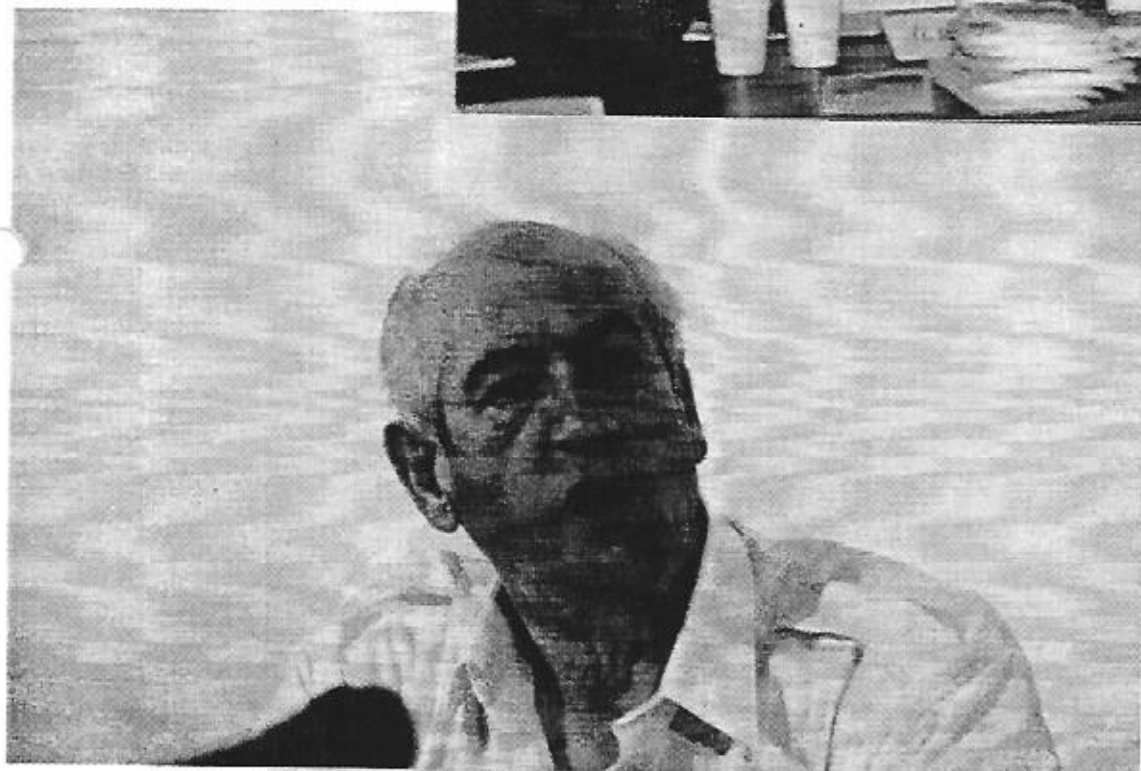
Nordkurier, Hamburg, 6. 9. 1997
der gleiche Artikel der dpa-Korrespondentin
erschien auch im Hanauer Anzeiger vom 21. 8. 1997
und evtl. noch in anderen Regionalzeitungen

Zeitzeugengespräch über die
Erfahrungen mit dem neuen Deutschland



Ilse Krips, als junge Frau mit ihrem Mann und schwanger aus Frankfurt nach Shanghai geflohen, mit ihrer Familie am 21. 8. 1947 nach Berlin zurückgekehrt, wird von Christiane Hoss vom Aktiven Museum befragt

Foto: Peter Krips



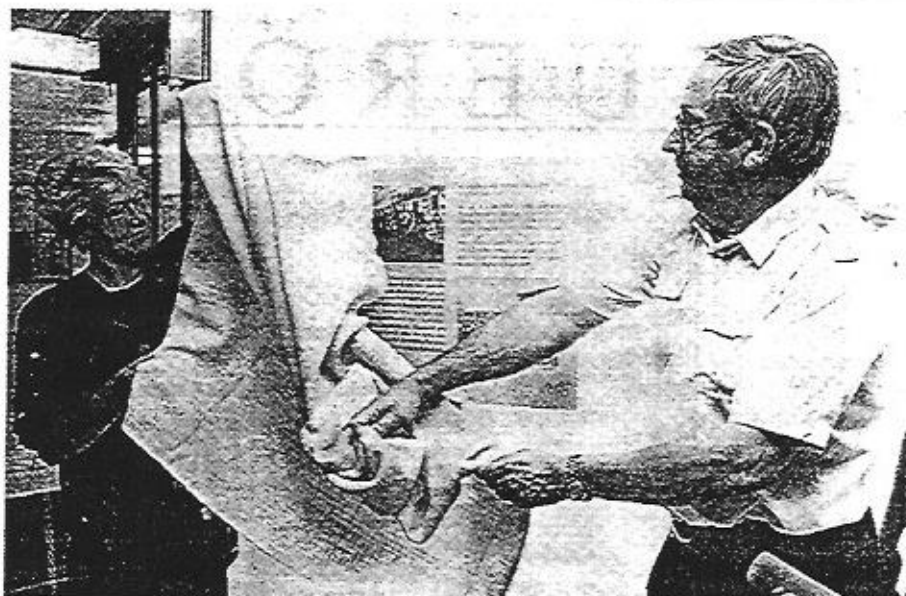
Egon Kornblum, aus Rathenow als Jugendlicher allein nach Shanghai geflohen, lebte später in Israel und seit 1958 in Deutschland.

Foto: Steve Hochstadt



Sonja Mühlberger, die in Shanghai kurz nach der Ankunft dort geborene Tochter von Ilse Krips, Christiane Hoss

Foto: Steve Hochstadt



Erinnerung an eine Rückkehr

Vor fünfzig Jahren kehrten 295 Berliner Juden aus Shanghai an die Spree zurück; die ehemaligen Flüchtlinge kamen am 21. August 1947 auf dem Görlitzer Bahnhof an. Staatssekretärin Helga Korthaase und Ex-Shanghai-Flüchtling Peter Konicki enthüllten jetzt im Spreewaldbad, wo sich einst der Görlitzer Bahnhof befand, eine Gedenktafel, die an diese Rückkehr erinnert. Dabei anwesend waren ehemalige „Shanghaier“, die heute in den USA und in Australien leben und die zu einem Shanghai-Symposium nach Berlin gekommen waren.

eb/Foto: Rückeis

Allgemeine Jüdische Wochenzeitung, Bonn, 4. 9. 1997

Gedenktafel für jüdische Shanghai-Flüchtlinge in Berlin

An die Rückkehr von 295 jüdischen Emigranten nach Kriegsende von Shanghai nach Berlin soll jetzt eine Gedenktafel am früheren Görlitzer Bahnhof in Kreuzberg erinnern. Wie der Verein „Aktives Museum Faschismus und Widerstand“ am Dienstag in Berlin mitteilte, werde die Tafel am 21. August eingeweiht. Die Rückkehr der Emigranten jährt sich an diesem Tag zum 50. Mal.

Rund 18 000 Juden überwiegend aus Deutschland und Österreich hatten während der Nazi-Zeit in Shanghai Zuflucht genommen und konnten so ihr Leben retten. Nur wenige dieser Flüchtlinge kehrten nach dem Holocaust zurück nach Deutschland. Die meisten ließen sich in Israel, den USA und Australien nieder.

Zu den Teilnehmern der Einweihungsfeier gehören auch ehemalige Shanghai-Flüchtlinge aus dem In- und Ausland. Sie nehmen an einem Symposium „Das Ende des Exils in Shanghai“ vom 20. bis 22. August in Berlin teil. „Leben im Wartesaal — Exil in Shanghai — 1938-1947“ heißt auch eine Ausstellung zum Thema im Jüdischen Museum, die noch bis zum 24. August zu sehen ist.

dpa

Aufbau, New York
12. 9. 1997

Das Ende des Exils in Shanghai

50 Jahre nach der Rückkehr
von 295 Emigrantinnen und Emigranten nach Berlin

Zu diesem Thema fand vom 20.-22. August in der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz ein vom Aktiven Museum veranstaltetes Seminar statt, wie bereits in der Augustausgabe der „Mahnung“ berichtet. Die Erzählungen der Zeitzeugen, die zahlreich vertreten waren und sich trotz des teilweise hohen Alters engagiert an den Diskussionen beteiligten, zeigten, daß es eine gemeinsame Geschichte dieser 295 Zurückgekehrten nicht gab, ja gar nicht geben konnte, weil die Bedingungen, unter denen die einzelnen emigrierten, in Shanghai lebten und dann zurückkehrten, von sehr unterschiedlichen Voraussetzungen und Vorstellungen geprägt waren. Um so wichtiger ist es, so viele einzelne Geschichten wie möglich anzuhören; das betonte der amerikanische Historiker Steve Hochstadt aus Maine, der sich auf die Erforschung der Shanghai-Exilanten spezialisiert hat: Er bezeichnete diese Geschichten als die Bausteine der Forschung. Ein historischer Ansatz, der beispielhaft ist und der Zeit erfordert - vor allem die Geduld, wirklich zuzuhören. Steve Hochstadt hat über hundert Interviews mit „Shanghaiern“ geführt und sieht als vorrangiges Ziel seiner Forschungen die Verbreitung der Zitate der Shanghai-Exilanten selbst. Erst in zweiter Linie versucht er, ein Geschichtsbild zu formen, indem er aus den vielen Puzzleteilen Gemeinsamkeiten ableitet, die rudimentär bleiben müssen: So war allen Rückkehrern gemeinsam, daß sie in Berlin zum zweitenmal eine Stunde Null erlebten, also noch einmal von vorne anfangen mußten. Die Emigration selbst - die der Leiter der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz Norbert Kampe einleitend als „letzte Welle der Panikflucht“ bezeichnet hatte - war nicht problemlos; zwar erforderte sie kein Einreisevisum, aber doch Geschick

(es mußten diverse Bescheinigungen für die Ausreisegenehmigung beigebracht werden, was häufig nur mit fremder Hilfe möglich war), Entschlossenheit (Shanghai war von allen Orten der schlimmste, die „allerletzte Möglichkeit“) und auch Geld (es mußten Hin- und Rückfahrt für die Schiffspassage gezahlt werden, ca. 1.600 Reichsmark pro Person). Trotzdem erreichten etwa 17.000 Flüchtlinge Shanghai.

Interessant war der Vortrag von Professor Pan Guang aus Shanghai über die Beziehungen zwischen Chinesen und NS-Flüchtlingen aus der chinesischen Perspektive. Er berichtete, daß inzwischen in Shanghai ein Gedenkstein errichtet wurde, der an die Flüchtlinge erinnere. Pan Guang hob hervor, daß in China Antisemitismus kein Thema wäre, daß es vielmehr ein gegenseitiges Verständnis gäbe, das auf kulturellen Gemeinsamkeiten basiere; dazu gehöre die Wertschätzung der Familie und von Bildung sowie die Tatsache, daß Judentum und die Lehre Konfuzius' die ältesten Religionen der Welt seien. Viele Juden hätten die Chinesen im Krieg gegen die Japaner aktiv unterstützt; es gäbe ein Kriegerdenkmal zu Ehren der Gefallenen. Die kulturelle Tradition der Immigranten habe sich schließlich in den Jahren 37-45 von der europäischen entfernt und viele chinesische Elemente integriert, obwohl es nur wenigen gelang, die chinesische Sprache fließend zu beherrschen. Shanghai habe das Leben einer ganzen Kleinstadt („community“) gerettet; es habe sieben Synagogen gegeben, von denen noch zweieinhalb erhalten seien, davon eine als Museum.

In den Zeitzeugengesprächen kamen viele der Probleme zum Ausdruck, mit denen die Exilanten zu kämpfen hatten; das begann mit

dem Bild von Shanghai in Europa als Großstadt, in der Schmuggel, Kriminalität und Prostitution gediehen. Der jüdische Hilfsfonds wies einzig auf die rauen klimatischen Verhältnisse hin - im Sommer heiß, im Winter kalt. Die meisten der Ankömmlinge waren, sofern es ihnen nicht gelungen war, ihr Eigentum „illegal“ aus dem Land zu bringen; mittellos: erlaubt war ihnen nur die Ausfuhr von 10 Mark abzüglich 15 Pfennig Bearbeitungsgebühr. Steve Hochstadt, der in seiner Schilderung von Biographien den Ausdruck Schmuggel gebrauchte und dafür aus dem Publikum gerügt wurde, verteidigte sich, indem er betonte, daß gerade die Betroffenen selbst diesen Ausdruck gebrauchten und sie es teilweise nach wie vor als beschämend empfinden würden, daß sie seinerzeit zu derartigen Aktivitäten gezwungen waren, um überleben zu können. Weitere Probleme im Land bereiteten die Arbeitssuche - die ehemaligen Berufe konnten nicht mehr oder nur sehr eingeschränkt ausgeübt werden - und die Krankheiten, eine Situation, die sich nach der Errichtung des Ghettos noch verschärfte.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Auflösung des Shanghaier Ghettos entschieden sich die meisten für eine Auswanderung nach Amerika. Allerdings gab es auch nach 1945 noch Quoten für die Einwanderung, wobei die noch in den dreißiger Jahren gestellten Anträge berücksichtigt und der Aufenthalt in Shanghai als Wartezeit angerechnet wurden. Wie vor Kriegsausbruch war die Auswanderung mit Formalitäten verbunden; auch deshalb - und nicht nur aus einer von der Wochenschau im August 1947 so in den Vordergrund gehobenen Heimatverbundenheit - kehrten Exilanten wieder nach Deutschland zurück. Dabei muß festgehalten werden, daß gerade für die in Shanghai geborenen Kinder Deutschland ja gar nicht die Heimat war. Peter Konicki, der als Junge mit seinen Eltern am 21. August 1947 nach Deutschland kam, betonte, daß er lieber nach Amerika gegangen wäre; ein Land, das er aus Erzählungen besser kannte und dessen Sprache er beherrschte. Das Gefühl des Fremdseins ist in Deutschland bis heute sein Begleiter geblieben, gestärkt durch regelmäßige Erlebnisse wie jenem, daß eine bei ihm angestellte Sekretärin, nachdem sie zufälligerweise von seiner Herkunft erfahren hatte, erklärte, sie könne unter diesen Umständen nicht mehr für ihn arbeiten. Nachdem ihm

solche Erlebnisse anfangs ein Gefühl der Minderwertigkeit vermittelt hätten, gehe er seit etwa zehn bis fünfzehn Jahren offensiv mit seiner Vergangenheit um und treffe dabei regelmäßig auf Antisemitismus. Derartige Erfahrungen wurden von denjenigen, die später in der DDR lebten, zwar nicht gemacht, aber Günter Nobel gab durchaus zu, daß es auch in der DDR einen latenten Antisemitismus gegeben habe. Dem Versuch von Steve Hochstadt, eine Bilanz zu ziehen dergestalt, daß sich die in die DDR zurückgekehrten Juden im Gegensatz zu denen im Westen in Deutschland nicht „unwohl“ gefühlt hätten, wurde aus dem Publikum eifrig widersprochen - es wurde festgestellt, daß das Fehlen des Unwohlseins auf dem Willen, parteikonform und angepaßt zu leben, basiert habe. Gerade etwa eine positive Einstellung zum Staat Israel habe zu massiven Problemen mit der Obrigkeit geführt. Diese Diskussion hat gezeigt, daß - zumindest vorläufig - noch eine Menge Fragen offen bleiben, denen nachzugehen sicherlich spannend ist.

Am 21. August wurde im Rahmen des Seminars in Anwesenheit einer Vertreterin der Bürgermeisterin Christine Bergmann, die wegen der Sparklausuren verhindert war - der Staatssekretärin für Frauen Helga Korthaase - im Eingangsbereich des Spreewaldbads in Kreuzberg eine Gedenktafel enthüllt, die zur Zeit leider nur Eingeweihten auffallen dürfte. Bereits im Vorfeld hatte es Diskussionen über den Standort gegeben, das Bezirksamt Kreuzberg hatte eine Anbringung außerhalb des Spreewaldbads wegen befürchtigtem Vandalismus abgelehnt. Eine Nachfrage bei Christiane Hoss vom Aktiven Museum, wieso der Standort dermaßen ungünstig gewählt wurde, ergab, daß die beauftragte Firma ein Subunternehmen mit der Aufgabe betraut habe, die Tafel zu errichten. Die habe die Tafel entgegen vorherigen Absprachen nach einer Entscheidung des Bademeisters (!) so angebracht, daß die Kassiererin sie jederzeit im Auge habe, um Schmierereien vorzubeugen - eine lobenswerte, allerdings nicht gerade dem Sinn einer Gedenktafel entsprechende Vorsorge. Es soll nun eine identische Tafel auf der Rückseite des Gestells angebracht werden, damit der Text auch von außen durch die Scheibe gelesen werden kann. Finanziert wurde die Tafel durch Spenden von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Nikoline Hansen

Refugees in China faced a dilemma over whether to return to Germany after the war

Shanghai Jews gather in Berlin for reunion

FROM REGINE WOSNITZA
BERLIN

A group of Jews who escaped the clutches of Nazi rule in Europe and fled to Shanghai has held its first reunion in Berlin, coming in some cases from halfway around the world for the meeting.

Thousands of Jews made their way

to the safe haven of Shanghai between 1932 and 1940.

At a time of restrictive immigration, Shanghai, with its low bureaucratic hurdles, was one of the few places to offer an open door to European Jews fleeing from persecution.

By the time occupying Japan had closed Shanghai to further immigration, nearly 18,000 Jews from Ger-

many and Austria had made their home in the port city.

The Jewish community experienced years of hardship, hunger, illness and uncertainty while they waited out the war years in Shanghai, and news of Germany's defeat at first raised hopes about returning home.

But many opted against doing so as the horrifying truth of the Hol-

ocaust gradually became clearer, and the majority of the community chose instead to settle in Israel, the United States or Australia. Only some 600 went back to Germany.

One ex-Shanghai Jew who was among the roughly two dozen participants in the reunion, Horst Eisfelder, noted: "The idea of returning to Germany never occurred to my family. They had wanted to stay in China, but corruption and the rise of Chinese Communism eventually convinced them to leave for Australia."

Apart from recalling their lives in China, the participants spoke about why they had or had not returned to Germany after the war.

Helmut Stern was among 100 Shanghai Jews who wanted to go to Israel. In 1949, Chinese leader Mao Zedong granted his request.

Mr Stern recalled his excitement. "When we approached Haifa," he said, "we stayed on deck all night to watch the 'Jewish' seagulls."

"In Naples, two or three families secretly jumped ship to make their way back to Germany and we considered them traitors."

Manfred Worm, who has lived in both East and West Germany, said he was angry at his parents for going back to Germany. "It is always humiliating to be driven out, but it is even

more so to come back," he declared.

But many of the refugees believed that by coming back, they could help build a better Germany. As Günter Nobel noted: "Our aim was to get the active Nazis out of their positions."

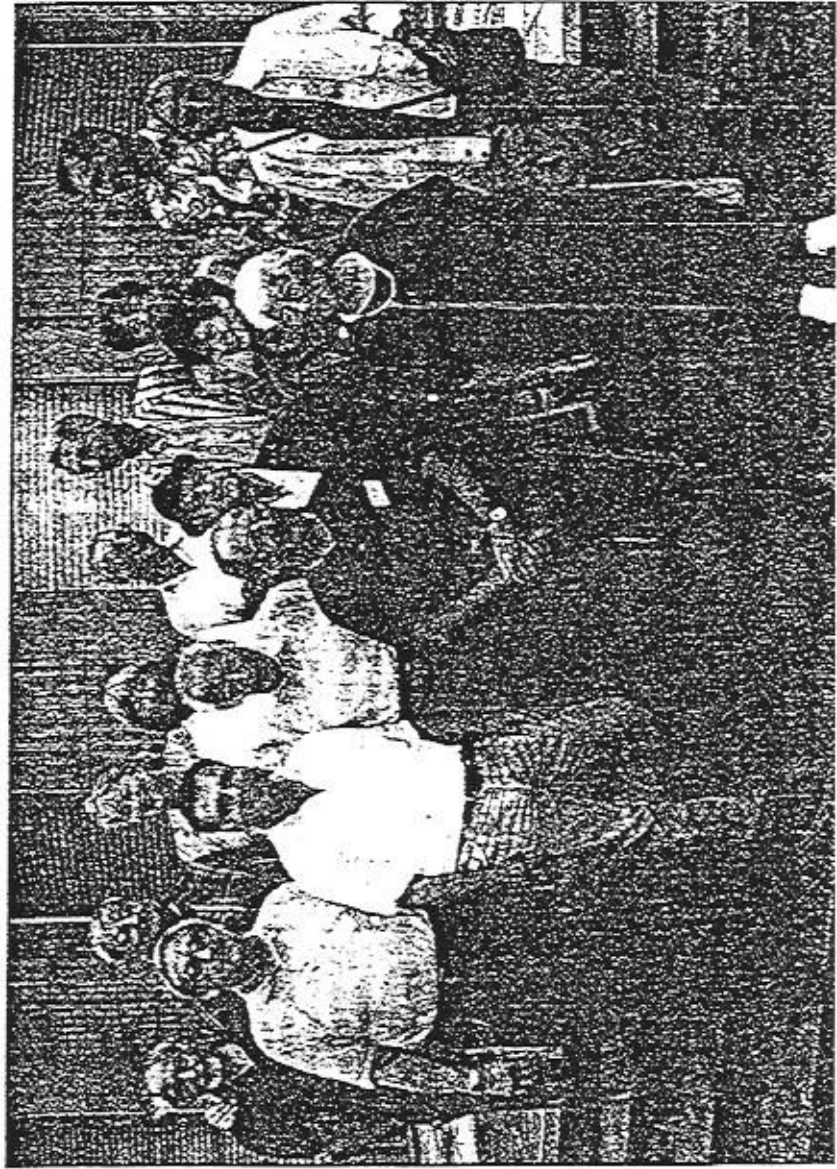
The group had both positive and negative accounts of this. Businessman Peter Koniecki said: "I wish we were not living here any longer." As a reason, he cited anti-Semitism in his workplace.

He recalled that, "when a business partner of mine heard that I was Jewish, he reacted by saying 'you have no right to be here.' When a secretary found out that I was Jewish she resigned."

Meanwhile, Mr Stern, who in 1948 had called Jews "traitors" for going back to Germany, returned, himself to Berlin. He left Israel in the early 1960s when a job came up with the Berlin Philharmonic Orchestra. He said that his return had been influenced both by the sense of having personal ties to Berlin, and by a desire to shape a "new Germany."

Later this month, he has plans to meet teenagers from the far right.

"We have to teach these young people," he stressed. "And if I can make one or two of them think, then — my return to Germany — it makes sense."



Shanghai reunion: Peter Koniecki (front row left) and Helmut Stern (front row, second from right), who spent their wartime years in Shanghai, share their feelings about returning to life in Germany
PHOTO: PETER KRAFS



Gertrude Kracauer, New York

Sie und ihr Mann mußten in Berlin 1937 die Altstädtische Apotheke in der Memhardstraße beim Alexanderplatz aufgeben und nach Shanghai fliehen. Gertrude Kracauer kam mit ihren Kindern und Enkeln im August 1997 nach Berlin und zu unserem Seminar



Foto: Peter Krips

Am Abend des 22. August: Shanghailandern und ihre Familien